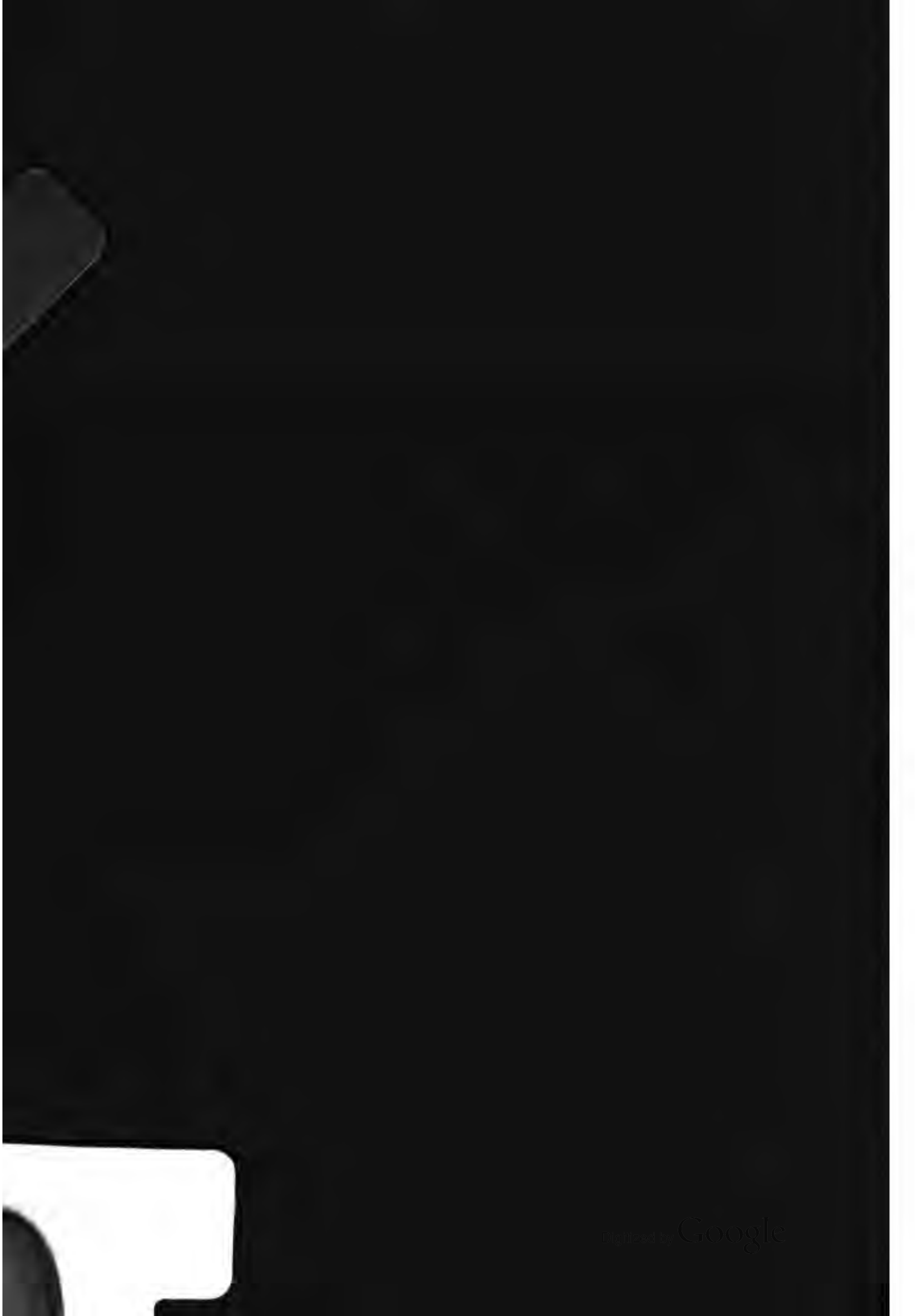
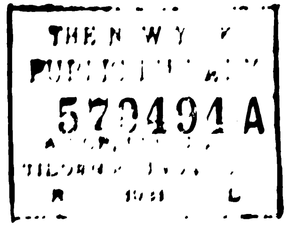

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07495352 6
Das Sturmjahr
1848
von
Adolf Pichler





Adolf Pichler

Das Sturmjahr





Adolf Pichler

Das Sturmjahr



Adolf Pichler

Gesammelte Werke

Vom Verfasser für den Druck vorbereitet

Band II

Das Sturmjahr

München und Leipzig
bei Georg Müller
1906

Adolf Pichler

Das Sturmjahr

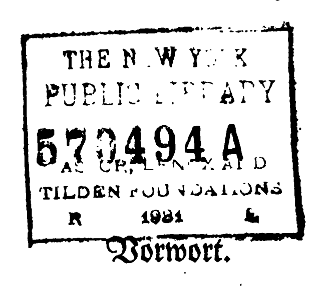
Erinnerungen
aus den März- und Oktobertagen 1848

Der Autobiographischen Werke
Bd. II.

Zweite Auflage

München und Leipzig
bei Georg Müller
1906





Vorwort.

Die Ereignisse des Jahres 1848 habe ich frisch und unmittelbar, wie ich sie erlebte und soweit ich an ihnen Teil nahm, geschildert. Meine Berichte wurden bald darauf gedruckt; sie geben die schwebenden, wechselnden Stimmungen jener Tage treu wieder und können auch insofern als geschichtliche Zeugnisse gelten. Darum habe ich auch wenig daran geändert und nur hie und da eine kleine Ergänzung eingeschaltet, wie es mir nachträglich angemessen schien. So lege ich diese Hefte neuerdings einem Geschlechte vor, das von anderen Fragen aufgeregt wird, andere Ziele verfolgt und daher über seine Väter von damals mitleidig oder spöttisch lächelt. Sei's! Es waren doch schöne Tage, Tage voll begeisterter Hoffnung und idealen Aufschwunges, die Erinnerung daran leuchtet noch wie ein helles Abendrot in mein spätes Alter und ich werde sie nie verleugnen.

Innsbruck, 24. November 1890.

Adolf Pichler.



Aus den Märztagen.

Motto:

Ist mir mein Leben getroumet oder ist es war?
Daz ich je wande, daz iht wäre, was das iht?
Dar nach han ich geslafen und enweiz es niht!

Walter v. d. Vogelweide.

Seit den letzten Jahrhunderten hat sich der Schwerpunkt europäischer Geschichte so sehr nach Frankreich verrückt, daß man bewußt oder unbewußt gewohnt wurde, von dorther die Wendung politischer Geschicke oder den Ausgangspunkt neuer Verhältnisse zu erwarten. Nach jener Richtung blickt bei der leisesten Bewegung alles; sowohl die Diener der Legitimität als auch die Verfechter der sozialen Republik und was in zahllosen Schattierungen zwischen diesen Gegensätzen in der Mitte liegt: man weiß gar wohl, daß die Ereignisse jener Kreise eine ganz andere Wichtigkeit haben, als wenn im fernen Pendschab oder China die Völker aufeinanderschlagen. Es ist daher leicht zu begreifen, welche fieberhafte Erregung die Nachrichten aus Paris im Februar 1848 zu Wien hervorbringen mußten, wo der Druck des alten Systems unerträglich gestiegen war. Wie viele Hoffnungen erregte die Flucht Ludwig Philipps! man wußte, daß die Räuber

der Volksrechte und ihre Schranzen jetzt zitterten; ob so, ob so? — schlechter konnte es nicht mehr werden, es stand eine neue Ära in Aussicht.

Mir ist nur ein Umstand aufgefallen, der seine nächste Erklärung im Verkehr der großen Handelshäuser findet, denen natürlich auf das höchste daran liegen mußte, die Wolken am politischen Horizont zu beobachten. Wir Mediziner im allgemeinen Krankenhause wußten Tag für Tag den Gang der auswärtigen Ereignisse weit früher, als die öffentlichen Blätter davon Kunde brachten; ich erinnere mich, daß wir manchmal bereits am Morgen Dinge besprachen, von denen Staatsräte viele Stunden später noch gar nichts gehört haben wollten. Wie von Geisterstimmen wurden Nachrichten verbreitet, nur die in angeborener Erbweisheit sich berufen glaubten, mit eisernem Gebiß die Bestie Volk zu lenken, hatten keine Ahnung davon, in welch furchtbarem ideellen Zusammenhang die Ereignisse jenseits und diesseits des Rheins standen. Es ist ein unumstößliches Wort: Revolutionen kann man nicht machen, sie wachsen mit organischer Notwendigkeit, und haben sie ihre Reife erreicht, so ist ihr Ausbruch eben so wenig durch Polizeimaßregeln zu hemmen, als der des Vesuv durch ein aufgespanntes Regendach. Die Erregung der Gemüter steigerte sich noch mehr durch die gleichzeitigen Begebenheiten zu München, manche sannen bereits darauf, in Wien ähnliches zu beginnen. Man erzählte von Adressen, welche Buchhändler und der niederösterreichische Gewerbsverein an den Kaiser zu richten gedachten; dadurch wurden mehrere Studenten auf eine ähnliche Idee geleitet. Was sie ihren Freunden

als einen Einfall mitteilten, faßten diese und die Menge hinterher mit Feuer auf, es sollte unmittelbar verwirklicht werden. Juristen, Mediziner und Polytechniker setzten sich ins Einvernehmen. Samstag am 11. März 1848 versammelten sich um 6 Uhr abends in einer Kneipe der Alservorstadt heimlich einige Mediziner zur Beratung des Entwurfes. An jenem Abend hatte ich zur ganzen Sache sehr wenig Vertrauen: wird die Regierung, die bisher keine Einsprache gelten ließ, auf die Stimme von Jünglingen achten, welche sie stets nur als Buben behandelte, um jeden Funken Selbständigkeit in ihrer Brust auszulöschen? — Aber die nächste Zukunft sollte das berüchtigte System der Regierung hinstellen als einen Popanz ähnlich dem Traumbilde Nebukadnezars, das mit seinen Füßen aus Lehm auch nicht einmal dem Rollen eines Steinchens Widerstand zu leisten vermochte.

Damals wurde auf den 12. März bis halb 9 Uhr zur Zeit des akademischen Gottesdienstes eine Versammlung in der Aula der Universität festgesetzt. Hier sollte die Adresse unterschrieben werden. Indessen hatten die Professoren von dem Vorsatze der Studenten Nachricht bekommen; die Männer des Gesetzes eilten voll Schrecken hin, einen nach Sedlnitzki-Metternichschen Begriffen so ungesetzlichen Schritt zu hintertreiben. Hye bemächtigte sich des Wortes und wußte kraft seiner Rednergabe so zu beschwichtigen, daß die Unterschrift nicht von statten gieng; er mußte aber mit seinem Ehrenworte verbürgen, den Inhalt der Adresse ins einzelne vor Seine Majestät zu bringen. Damit war die Ruhe hergestellt, allein nur für kurze Zeit.

Man wies nämlich ganz richtig darauf hin, daß nur durch die Unterschriften die Adresse zur Thatsache werde, indem ohne diese Form unser Beginnen von den Bureaukraten als eine bloße Krakehlerei einiger Verblendeter und Thoren dargestellt werden könnte, wie ja stets bisher jede Regung der Freiheit auf ähnliche Art abgefertigt worden war. Es versammelte sich daher abends in der Aula eine Menge Studenten und beschloß, am nächsten Morgen, wo die Eröffnung des niederösterreichischen Ständekongresses stattfand, vor das Landhaus zu ziehen; Professor Hye und der Rektor, die mit aufgehobenen Händen davon abrieten, konnten nur eine geringe Anzahl von etlichen Hunderten zurückhalten. Die Sache war unterdes stadtkundig geworden.

Im Hofe des Landhauses verlas der mir persönlich bekannte Mediziner Goldner, ein Jude, die Rede, die Kossuth über die Lage des österreichischen Kaiserstaates im ungarischen Reichstage gehalten hatte. Da seine ohnehin schwache, krähende Stimme bald heiser wurde, so löste ihn Franz Putz, ein Jurist aus Meran, ab. Zwischen beiden entstand dann in den Blättern ein widerlicher Streit, wer das Hauptverdienst habe, denn jeder bildete sich was Großes ein und ward auch öffentlich gepriesen. Putz zog dann mit meiner Kompagnie aus, Kriegsdienste konnte er wenig leisten wegen einer — Krankheit, dafür stänkerte er, wie es seine Art war, und äußerte schon in Brixen: „Man müßte mich stürzen!“ — ôte toi! Als er nach Meran zurückgekehrt war, wurde ihm, obwohl er als Landesverteidiger ins Feld gerückt war, der Wink gegeben, sich vom Rechtsstudium abzuwenden, denn in Österreich

werde er nie eine Anstellung finden. Nun lernte er in Paris die Kunstgärtnerei und verschaffte sich dadurch den Unterhalt. Als Doktor der Rechte wurde er später zum Bürgermeister gewählt. Es war zur Zeit, als die Kaiserin Elisabeth nach Meran kam, um dort für ihre schwankende Gesundheit im Spätherbst und Winter Heilung zu suchen. Sie mochte zufällig von dem Revoluzen des Jahres 1848, der an allen Wirtstischen randalierte, gehört haben und ließ ihn wohl aus Neugierde rufen. Sie schaute das kleine spindeldürre Männchen mit dem Knabengesicht, wie es im schwarzen Frack und mit dem Cylinder in der Hand etiquettenmäßig ausgestattet, vor ihr stand, von oben bis unten an: „Sie sind der Bürgermeister Franz Putz?" Er verneigte sich. Sie lachte laut auf: „Also derjenige welcher . . .? — Er verbeugte sich lachend. Sie kehrte ihm schweigend den Rücken und zog sich in die inneren Zimmer zurück. Nun trat der Oberhofmeister vor und sagte: „Die Audienz ist beendet!" — Putz verschwand.

Nach einigen Wochen erhielt er den Franz Josef-Orden. Nun hatte er wie Papageno den Maulkorb. Wenn in Gesellschaften das alte Register gezogen wurde, deutete er auf sein Knopfloch, legte den Finger an die Lippen und flüsterte: „Pst! Ich habe einen Orden und viele Kinder." — Seitdem tauchte er in der Öffentlichkeit nicht mehr auf. Er starb siebzig Jahre alt am 17. September 1894.

Ich kehre zu meiner Erzählung zurück. Der großen Entfernung wegen konnte ich von dem, was vorgelesen wurde, nicht viel verstehen und drängte mich daher mit äußerster Anstrengung durch die Menge aus dem Hof.

In der Frühe des nächsten Tages floß in der Herrengasse, wo das Landhaus steht, eine unzählige Menschenmasse zusammen. Es waren zumeist gutgekleidete Leute; man konnte wohl bemerken, daß sie größtenteils Neugierde herbeigeführt hatte, wie es aber bei dergleichen Anlässen zu gehen pflegt, steigerte sich die Stimmung mehr und mehr. Vor den Thoren des Gebäudes war aber die Menschenmenge nicht geringer. Redner wurden auf die Schultern gehoben, und in der Luft getragen sprachen sie zum Volke, das ihnen mit lautem Beifall auf den Stadtplätzen nachwogte. „Nieder mit Metternich!“ war der allgemeine Ruf, der sich immer unheilsdrohender wie ein Sturm wiederholte. Man wollte endlich vor sein Palais ziehen. Da soll aber einer der Redner gerufen haben: „Was wollt ihr diesen Mann richten, ihn hat bereits die Natur gerichtet und die Geschichte. Er hat sich überlebt!“ — So wurden die Wellen beschwichtigt. Von Metternich erzählt man, er habe, als die ersten Volkshaufen sich andrängten, mit Hohn auf das Gesindel hinabgelächelt, als aber die Massen immer mehr schwollen, sei er entsetzt mit dem Rufe: das ist Revolution! entflohen.

Während dieser Vorgänge eilten einige Studenten hinauf über die Treppe des Gebäudes, sie wollten die Stände bewegen, den Wünschen des Volkes am Throne das Wort zu leihen. Zufällig, weil des Hauses unkundig, verirrten sie sich, eine Thür klappte zu, man hielt sie für gefangen. Da wurde zum erstenmale Gewalt angewendet; das Volk drang ein, sie zu befreien, und zerstörte dabei Fenster und Geräte mit tobendem Lärm. Nun konnte jeder Unbefangene voraussehen,

daß es zu einer Entscheidung kommen müsse. Plötzlich flog von Mund zu Mund das Gerücht: die Stände wollen sich zum Kaiser verfügen! Im Augenblicke wurde durch das dichte Gedränge für sie eine Gasse gebrochen, mit lautloser Ehrfurcht blickte alles auf das Thor, durch das sie heraustreten sollten. Bei ihrem Erscheinen begrüßte sie aufmunterndes Freudengeschrei. Sie wurden in die Burg, deren Zugänge bereits vom Militär geschlossen waren, eingelassen; das nachziehende Volk mußte vor der starren Hecke von Bajonetten weichen. Es erwartete voll banger Ungeduld auf dem Michaeler-Platz den Bescheid des Hofes. Viele zerstreuten sich, ich ging mit Medizinern in die Alser-vorstadt.

So wurde es 2 Uhr Nachmittag. Da hieß es auf einmal, das Militär habe gefeuert. Wir stürzten zum Schottenthore, dieses war jedoch schon gesperrt. Einzelne kamen heraus, sie erzählten von den stattgehabten Gewaltthaten, Frauen, Kinder und Greise lagen erschossen in der Herrengasse. „Gott sei es gedankt! rief jemand, jetzt hat die Freiheit die Bluttaufe, jetzt kann es was werden.“ Ich ging nach Hause und holte meine Pistole. Als ich auf die Straße zurückkehrte, waren bereits einige Bekannte versammelt. Wir hörten neuerdings das Krachen von Gewehrsalven, ein Wutschrei aus jedem Munde! Wir wollten in die Stadt, konnten aber nicht hineindringen. Dazumal begegnete mir ein Freund, er faßte mich am Arm und flüsterte mir ins Ohr: „Laß es gut sein; wenn es dämmert kommen die Arbeiter, und dann soll es ernstlich losgehen.“ Wir rüsteten unterdes nach Möglichkeit

Waffen. Beim Zwielicht eilte ich über das Glacis. Etwa auf der Mitte des Weges sah ich plötzlich durch das Grauen der Dämmerung den Blitz von einer Reihe Gewehre: bei den kaiserlichen Stallungen hatte ein Zusammenstoß zwischen Soldaten und Volk stattgefunden. Das Schottenthor fand ich bereits aufgesprengt, der Widerstand des Militärs schien abbestellt. Hier soll ein riesengroßer Metzgerknecht eine Laterne umgerissen und mit dem Pfahle Grenadiere niedergeschlagen haben, bis ihn etliche Schüsse tot an den Mauern der Bastei hinstreckten. Ich ging zuerst auf den Hof. Zwischen diesem und dem Judenplatze an der engsten Stelle der Quergasse lag als Versuch einer Barrikade ein Wagen mit Kehricht umgeworfen, unweit davon bezeichneten Blutspuren die Stellen eines Angriffs. Finster und drohend stand das Militär in geschlossenen Reihen. Studenten eilten zur Aula. Um 7 Uhr abends waren alle Räume der Universität angefüllt. Hier herrschte gewaltige Aufregung; Deputation um Deputation wurde abgeschickt, um vom Kaiser Bewaffnung zu erlangen; endlich wurde festgesetzt, man werde, wenn bis halb 9 Uhr keine entscheidende Antwort komme, das Zeughaus stürmen; Arbeiter durchzogen die Stadt, alle Fenster mußten beleuchtet werden. Viertelstunde um Viertelstunde verfloß mit fruchtlosem Harren; es waren Augenblicke voll furchtbaren Ernstes, die der Entscheidung immer näher führten. Da hallte plötzlich durch die Straßen wildes Getöse und Gebrüll, Menschenwogen drängten heran zur Universität, unter den Versammelten trat lautlose Stille ein: Die Studenten!! — drang der Ruf des

Volkes herein, Fenster klirrten, dazwischen das Krachen von Balken und Stangen. Ich ging mit einigen vor das Thor. Die Arbeiter standen scharenweise durch die Gassen, zerbrochene Bretter, Arte und andere Waffen, welche der Zufall gegeben hatte, über den Häuptern schwingend. Dazu die ungewisse Beleuchtung rauchender Fackeln, ein grauenvoller Anblick, darauf hindeutend, welche dämonischen Kräfte entfesselt seien. An Minuten hing das Heil! Da trat vor halb 9 Uhr der Rektor in die Aula und sagte: der Kaiser habe uns Waffen bewilligt, im bürgerlichen Zeughause würden wir sie erhalten. Schon vorher hatten sich die Studenten mit Kreide den Anfangsbuchstaben der verschiedenen Fächer, die sie hörten, auf die Hüte gezeichnet, man wollte jetzt in Abteilungen von sechs Mann, je einen Führer voraus zum Zeughaus marschieren. Sobald wir aber auf die Gasse kamen, löste sich diese Ordnung auf und nur mit Mühe erreichten wir in einfachen Reihen das Lugeck, so groß war das Gedränge! Dort stand ein Bürgeroffizier mit einigen Zügen. Er hielt uns auf und fragte: „Meine Herren! wollen sie zur Verteidigung der Ordnung und Sicherheit die Waffen ergreifen, wollen sie mit uns Bürgern und für uns sein?" Lauter Zuruf erfolgte, er wich seitab. So gelangten wir auf den Judenplatz. Dort waren Tische aufgestellt, jeder mußte seinen Namen zur Aufschreibung angeben, eine Maßregel, die gar manchen ein wenig erschreckte. Wer durfte damals trauen? Darum zeichnete ich mich mit dem Pseudonym, das ich hie und da als Schriftsteller verwendete. Wollte man diese Namen zählen, wie wenig würden

es im Verhältnis zur spätern Zeit sein, wo auch Muttersöhnchen, ja sogar Staatshämorrhoidarier wie die Schnecken nach dem Regen hervorkrochen, um bei den Aufzügen zu paradieren. Wenn auf etwas, so bin ich darauf stolz, daß ich mich in jener Nacht fest und entschlossen in die Reihen jener Jünglinge stellte.

Nach der Einschreibung geleitete man uns in das Zeughaus. Wir erhielten Musketen, die sich freilich eher zum Einheizen als für ein Gefecht eigneten. Dann teilten wir uns in größere Scharen, Offiziere und Trommler der Bürgergarde voraus, durchzogen wir die Stadt unter grenzenlosem Jubel uns überall mit dem Volke verbrüdernd. Welche Stunden! Wien hat keine größeren je gesehen, so lang es steht, und wird keine herrlicheren je sehen. Leider deutete selbst wie fernes Wetterleuchten manches auf Elemente, die in stets wachsender Gärung der jungen Freiheit eben so gefährlich zu werden drohten, als der frühere Druck des Absolutismus. Ich traf auf einen Haufen Arbeiter, zu denen ein bärtiger junger Mann, dessen Physiognomie schon seine Abstammung verraten haben würde, wenn ich ihn nicht von anderer Gelegenheit gekannt hätte, sehr eifrig sprach. Er wies mit dem Finger auf ein schönes Gebäude: „Gefällt euch das Haus?“ Die Arbeiter, verwundert über diese Frage, antworteten: Ja! — „Nun gut,“ fuhr er fort, „es gehört euch, wird euch gehören, denn bald werden alle Dinge gemeinsam sein. Wie gefällt euch diese Laterne? Da könnte man die Reichen daran hängen, nicht wahr?“ Noch verstanden die Arbeiter diese Frage nicht, sie sahen sich

befremdet an und ließen den Redner, ohne weiter auf ihn zu achten, stehen.

Bisher war im ganzen nichts gewonnen, wir hatten aber doch Waffen und damit die Möglichkeit alles zu erringen durch Thatkraft und Aufopferung. Wir wußten, daß in der Burg über Bewilligungen beraten wurde, deswegen beschlossen wir, ohne zum Angriff überzugehen, den nächsten Tag abzuwarten. Wenn ich sage wir beschlossen, so ist damit kein planmäßiges Verabreden gemeint; was das Volk that, geschah unter dem Antriebe eines Instinktes, den man wahrhaft einen welthistorisch-großartigen nennen darf. Von der Thorheit jener, die Bestechung und andere Hebel bei dieser Bewegung sehen, oder vielmehr gerne sehen möchten, ist es gar nicht der Mühe wert zu reden, wer in jenen Tagen thätig mitgewirkt hat, findet diese Ansicht nur des Mitleids, keineswegs der Widerlegung würdig.

So schrieb ich im Herbst 1848. Nach und nach dämmerte aber eine andere Meinung auf. Das äußere Ganze der Ereignisse ist fast lückenlos hergestellt, aber im Hintergrund schienen Hände gewirkt zu haben, die sich mit einiger Sicherheit vermuten aber nicht deutlich erkennen lassen. Eine mächtige Partei bei Hof wünschte die Beseitigung Metternichs, der Sohn der Erzherzogin Sophie, dessen Vater eigentlich der berechtigte Thronerbe war, aber in sehr eigentümlicher Weise zum Verzicht bewogen wurde, sollte an die erste Stelle rücken. Man glaube an seine providenzielle Sendung, daß er der Kirche zu neuer Macht verhelfe, ja man verbreitete sogar in den Pfarrwidum darauf bezügliche Prophe-

zeiungen. Von ihm ist wohl kein Aufschluß zu erwarten und jene hohe Frau kann ihn nicht mehr geben. Daß man der ganzen Bewegung Meister werden konnte, davon bin ich jetzt überzeugt.

Im ähnlichen Sinne sprach sich gegen mich ein alter Offizier aus, der alles mitgemacht hatte. Man ließ die Revolution gewähren, weil man sie wollte. Manche behaupten gar, daß man sie bestellte. In wie weit man die elementaren Kräfte der Volksmassen, die für die Studenten waren, in Anschlag bringen dürfte, bleibe dahingestellt.

Also mehr Licht!

Zuerst mußten wir in jener Nacht die Wut des Volkes beschwichtigen, das sich, wenn von jemandem, nur von uns friedlich leiten ließ. Wir verteilten uns daher in Patrouillen durch die Stadt und Vorstädte. Ich zog mit Bürgern und Studenten nach Mariahilf. Auf dem Glacis waren überall die eisernen Kandelaber umgerissen, das brennende Gas fuhr im breiten Strome aus den Röhren. Die Flammen angezündeter Mauthgebäude röteten den Himmel. Als wir die Linie erreichten, hatte sich das Volk bereits zum Teil verlaufen, überall war vollkommene Ruhe. Wir trafen mit den Bürgern Verabredung, uns am nächsten Morgen im Gemeindehaus auf der Wieden zu versammeln. Von den übrigen Abteilungen weiß ich nicht zu sagen, wohin sie sich wandten, oder wie lange sie noch herumstreiften; ich ging um 2 Uhr nach Mitternacht mit einigen Freunden in die Alservorstadt zurück.

Kaum graute der Tag, so eilte ich mit einem Hausgenossen über das Glacis dem uns bestimmten Ver-

sammlungsplatze zu. Wir kamen zu einer Ecke, wo mehrere Gassen einmündeten, die sehr stark vom Militär besetzt waren, im Nu wurden wir umzingelt, und nachdem man uns die Waffen aus der Hand gerissen, zum Ortskommandanten geschleppt. Mein erster Gedanke war an Arglist und Verrat gemeinster Art, wie man das ja durch das Metternich-Sedlnitzkianische System gewohnt war. Trotz der gewiß nicht erfreulichen Lage, in der ich mich befand, konnte ich mich doch kaum des Lachens enthalten, wenn ich die aufgedunsenen grimmigen Gesichter der czechischen Soldaten betrachtete, die uns mit gespanntem Hahne eskortierten. Der wachhabende Rittmeister ließ uns aber auf unsere Angabe, wir seien Studenten, alsogleich frei und die Waffen zurückstellen. Jetzt weiß ich es zu deuten. Auf dem bezeichneten Platze war schon ein Teil der Wiedner Bürgergarde versammelt. Als wir uns in Reih und Glied stellten, drängte sich ein zerlumpter Kerl zu mir und drückte mir heimlich einige scharfe Patronen in die Hand. Schlag 7 Uhr verteilten wir uns in Patrouillen. Mich traf es an die Favoritenlinie. Als wir hinkamen, stürmte das Volk soeben das Finanzgebäude. Im Sturmschritt vor! Unser bloßes Erscheinen stiftete Ruhe. Wir besetzten nun die Eingänge der bedrohten Gebäude, das Volk umdrängte uns in dichten Scharen. Durch die zerbrochenen Mautschranken wurden alle möglichen Gegenstände zollfrei eingeführt, Geschrei und Gelächter wie beim Kirchtag, als ob nicht Stunden blutiger Gefahr vorausgegangen wären. Das Volk wußte gar sehr zu würdigen, wie viel wir gewagt. Ein Handwerker trat zu mir und zeigte die schwieligen

Hände: „Sehen Sie, das ist vom Arbeiten; wenn ich dann Samstags die paar Kreuzer Wochenlohn erhielt, mußt' ich noch davon Akzis zahlen; das ist schön von den Herren, daß sie für uns arme Leute so viel thun!" Das Volk faßte den neuen Umschwung der Dinge zuerst mit Rücksicht auf seine Lebensbedürfnisse auf.

Unser Zureden reichte überall hin, Plünderung und Brand zu verhindern. Man wollte auch hier wie bei Mariahilf die erbrochenen Gebäude anzünden. Daß es an dieser Linie nicht geschah, davon darf ich mir einen Teil des Verdienstes zuschreiben, indem es stets gelang, die von anderer Seite aufgeregten Massen zu beschwichtigen.

Auch komische Auftritte blieben nicht aus. So trat eine Rudel Weiber zu mir, von denen jedes ohne weiteres als Hexe im Makbeth debütieren konnte, und baten mich, den Eintritt ins Gebäude zu gestatten, damit sie die etwa noch vorfindigen Sachen forttragen könnten. Ich sagte:„Das ist Raub und schickt sich nicht für so ehrbare Frauen wie ihr seid!" Da erwiderte eine: „Wir wollen ja nicht rauben, schenken Sie uns aber die Sachen!" Ich antwortete: „Ihr werdet doch begreifen, daß ich, was nicht mein gehört, nicht verschenken darf!" Damit waren sie völlig zufrieden. Später machte ich eine Thüre hinter mir auf, man hatte in der Verwirrung Hennen eingesperrt. Als nun diese mit lautem Gackern über meinen Kopf weg in die Menge flogen, gab es beim Fangen Spaß genug.

Das Volk sympathisierte voll Begeisterung überall mit uns. Wein, Bier, Lebensmittel wurden gebracht mehr als wir verzehren konnten. Ein dicker Wirt ließ

von seinen Knechten ein paar Fäßchen herbeischleppen: „Trinkens, trinkens meine Herren, sie werden durstig sein; sie habens heiß genug gehabt. Sehens, wenns wieder losgeht, hab ich mich schon auch bewaffnet!“ Dabei klopfte er an seine Tasche. Er hatte diese nämlich als neuer David mit faustgroßen Kieseln angefüllt. Eines anmutigen Vorfalls will ich erwähnen, der sich wohl an diesem Tag viel tausendmal ereignet hat. Ein hübsches Bürgermädchen trat schüchtern zu mir und heftete mir die blaue Busenschleife auf die Brust. Wir waren am Ende wie Bänderkrämer von oben bis unten geschmückt. Übrigens muß ich sagen, daß mir auf meinem Posten doch nicht ganz wohl war. Fern von dem Centrum der Entscheidung mußten wir aus Stadt und Aula die widersprechendsten Gerüchte hören, wir seufzten daher gar sehr nach zuverlässiger Botschaft. Da kam um 12 Uhr eine Schar Bewaffneter, voraus eine alte Fahne, schon von weitem begrüßten sie uns mit Freudengeschrei: „Der Kaiser hat Preßfreiheit, Konstitution und Nationalgarde bewilligt!“ Wir traten in Reih und Glied, die überall zerstreuten Posten schlossen sich rottenweise an, so zogen wir mit der Fahne am Wien-Gloggnitzer Bahnhof vorüber. Da kamen einige Arbeiter und baten uns durch den Hof zu ziehen, damit sie uns alle begrüßen könnten. Als wir eintraten, stürmten sie mit einem Jubelgebrüll, wie ich es meiner Lebtag nie mehr hören werde, auf uns los; diese schwarzen rußigen Gesellen, sie rissen uns vor Freude fast in Stücke, und wir hatten nicht Hände genug, alle diese Hände, die sich uns entgegenstreckten, zu drücken. Sie sagten, wenn es losgehe, seien sie

gleich bereit, mit ihren Eisenstangen sich uns anzuschließen.

Durch die Kärnthersttraße steckten wir weiße Bänder auf, als Zeichen des Friedens wegen der gemachten Bewilligungen. Aus allen Fenstern wehten uns zum Gruße Tücher entgegen. Auf einem Erker stand eine schöne Dame mit ihrem Knäbchen. Dieses trug eine weiße Seidenfahne mit Blumenkränzen geschmückt in der Hand. Es ließ sie auf uns herabfallen, wir machten Front und steckten dieses Fähnlein auf die Spitze unserer Fahnenstange. Ich erzähle diese Besonderheiten, wie ich sie eben erlebte, sie lassen einen Schluß auf das Ganze machen, das in einen Rahmen zu fassen wohl kaum gelingen wird. Wenn Heeresmassen in geschlossenen Reihen wirken, und nur einer befiehlt, so daß die Krieger Maschinen seines Willens sind, ist es in den meisten Fällen schon schwer, klar und übersichtlich zu berichten, wo aber, wie im März, jeder handelt, da läßt sich wohl von einem Geiste reden, der die Massen bewegt und in wilde Gärung treibt, es lassen sich wohl Einzelheiten erzählen, der Politiker mag die Folgen und Errungenschaften des Kampfes abwägen und beurteilen, wer aber immer redlich ist, wird die Unmöglichkeit einsehen, das, was man gewöhnlich Geschichtschreibung nennt, hier zu versuchen.

Auf dem Universitätsplatze versammelten sich alle Rotten, die Zahl der Bewaffneten stieg beiläufig auf 3000. Da ereignete sich etwas, was furchtbare Folgen hätte haben können. Es wurde ausgesprengt, alle Bewilligungen seien nur eine Lüge, um Zeit zu gewinnen, man wolle uns unter allerlei Vorwänden patrouillen-

weise aus der Stadt schicken, und dann den Belagerungszustand verhängen. Im Nu verschwand die weiße Farbe, ein breites rotes Tuch wurde aufgebunden und wogte als Blutfahne über den Scharen, die Frauen warfen rote Bänder herab; Sturm, Sturm! hallte es durch alle Reihen. Eine junge Dame riß das rote Halstuch ab, und gab es uns totenbleich mit den Worten: „Rot ist eine schauerliche Farbe, wenn aber Blut fließen muß, so kämpfen Sie, wie Sie begonnen — als Helden!" Wir steckten die Fetzen an die Brust, den ich erhielt, habe ich aufbewahrt, man soll ihn einst mit meiner schwarz-rot-goldenen Kokarde in meinen Sarg legen. Bald zeigte sich jedoch, daß alles falsche Gerüchte seien. Man sagte, es sei ein verzweifelter Versuch jener reaktionären Clique gewesen, die mit Metternich steht und fällt, uns durch ein Äußerstes zum Äußersten zu treiben und dadurch einen Rückschwung der Dinge zu erzwingen.

Gegen Abend kam von verschiedenen Seiten Nachricht, das Proletariat stürme Fabriken und plündere, ebenso werde auf dem Hof ein Angriff beabsichtigt, weiß Gott von wem und gegen wen, da wurde auch gar nicht darum gefragt. Wir teilten uns in Patrouillen; ich zog bei diesem Anlaß mit beiläufig hundert Mann, die sich da und dort anschlossen auf den Hof, es war aber weitum von Gewaltthaten nichts zu sehen und nichts zu hören. Alles zerstreute sich, mit einigen kehrte ich auf die Aula zurück, um bestimmte Weisungen zu holen. Da ging ich aber irre, jeder that ohne Oberleitung, was ihm gut dünkte. Wenn jemand rief: Wer will mit mir da oder dorthin streifen gehen? schlossen

sich wieder etliche zehn oder zwanzig an; so war ein beständiger Wechsel von Kommen und Gehen. Gegen 10 Uhr rannte ein Bürgeroffizier atemlos mit der Botschaft daher: der Pöbel dränge in großen Scharen von der Simmeringer-Heide dem Donauarm entlang, um zu plündern in die nächstgelegene Vorstadt, und es werde bereits zusammen geschossen. Wer gehen könne, solle ihm sogleich folgen. Es war nun freilich schwer einzusehen, wie denn der Pöbel anstatt gleich anfangs innerhalb der Linie zu bleiben, sich außerhalb derselben auf die Simmeringer-Heide begeben solle, um erst von da aus wieder hereinzudringen, aber daran dachte in der ersten Verwirrung niemand. Wir rannten wie besessen über die Landstraße zur Rasumofski-Brücke, um einen Angriff von jener Seite abzuwehren, da aber nirgends ein Schuß fiel, fragten wir endlich den Offizier, wo denn eigentlich das Gefecht sei? Er entgegnete: wir sollten nur auf die Simmeringer-Heide hinaus, da würden wir schon recht kommen. Einige meinten, das sei denn doch kein Spaß ohne Pulver und Blei, andere zogen Patronen hervor, leider waren sie blind, ein Studentlein hatte sich besser vorgesehen und teilte Schrotkörner aus. Damit wurden jene Musketen geladen, welche in schußfähigem Zustand waren. So traten wir im Mondschein unsere Promenade an. Bis gegen 4 Uhr früh zogen wir kreuz und quer, ohne auch nur von fern etwas zu entdecken, was uns die Freude gemacht hätte verdächtig auszusehen, und gingen verdrießlich in die Stadt zurück. Kaum hatte ich mich niedergelegt, so jagte mich schon wieder Sturmgeläute und Büchsenknall im nahen Hernals aus dem Bette.

über die Gasse sprengte Reiterei, Fußvolk marschierte nach, einzelne Bürger kamen im Schlafrocke mit der Muskete; ich eilte an das Linien-Thor, was ich nur eilen konnte. Was war der ganze Lärm! Zwei besoffene Patrouillen waren auf einander gestoßen, und der löbliche Küster von Hernals, der vielleicht mit einem kleinen Konstitutionsräuschchen eingedufelt sein mochte, rannte darauf in den Kirchturm und schlug die Glocken an. Auf dem Rückwege gesellte sich ein junger Mann, anscheinend ein Ladendiener, zu mir, und flüsterte mir ins Ohr: „Wenn Sie oder gute Freunde scharfe Patronen brauchen, senden sie nur unter bestimmter Parole in jenes Haus, man wird ihnen dann allsogleich das Gewünschte verabfolgen.“

Gegen Mittag gewannen wir Zeit, uns fester zu ordnen. Wir bildeten auf dem Universitätsplatze ein großes Viereck, denn es wurde gemeldet, der Kaiser werde unter uns erscheinen. Später hieß es, eine plötzliche Unpäßlichkeit habe ihn befallen. Statt seiner kam nun ein Zug Italiener mit der grün-weiß-roten Fahne, auf den Hüten trugen sie gleichsam als Sinnbild der politischen Zustände ihrer Heimat einen Hoffnungsanker angekreidet. Sie wurden mit Beifall aufgenommen, daß sich aber irgendwo ein Enthusiasmus für sie gezeigt hätte, ist mir nicht erinnerlich. Nach und nach kamen aus den verschiedensten Gegenden der Monarchie Abgeordnete, um der Aula lebhaften Dank in mehr oder minder schwunghaften Redensarten und Adressen abzustatten, die Zahl derselben anzugeben, ist eben so wenig nötig als jene der ungeheuren Masse von Plakaten, die nun plötzlich an jeder Mauerecke hingen.

Auch Karikaturen und Flugblätter fehlten nicht; Geistreiches konnte man aber wenig darunter bemerken, es schien fast, der Wiener Witz sei über die unerwartete Wendung der Dinge eben so verblüfft gewesen, als Hof und Ministerium. Von den neuen Zeitgedichten ließ sich noch weniger sagen, wie sollte in ihre Verfasser, die schon vor der Revolution höchst mittelmäßig waren, mit der Revolution der Genius der Poesie gefahren sein! Es war nun mehr geschehen, als sie je geahnt und gehofft hatten, und die That war hier in ihrer Vollendung und Durchführung selbst die lauterste Poesie.

Als eine kurze Ruhe eintrat, besichtigte ich die Totenkammer im Spitale. Bei 60 Leichen lagen aufgeschichtet; es war gewiß ein schöner Gedanke jenes jungen Arztes, der diese heiligen Opfer der Freiheit mit Fichtenzweigen und den spärlichen Blumen, die der frühe Lenz bot, schmückte.

Für den Abend wurde ein großer Umzug durch die Stadt angesagt, denn man wollte sich des errungenen Glückes recht vom Herzen freuen. Wie soll ich die Zauberpracht und Seligkeit dieser Nacht schildern! Noch jetzt bei der Erinnerung daran wird meine Auge feucht: aus Freude über den herrlichen Aufschwung der Gemüter in jenen Stunden, — aus Schmerz, daß jetzt alles einem Ende zuneigt, wo die Kraft der Abspannung, die Begeisterung der Phrase weicht. Welch ein Reichtum von Liebe zeigte sich damals für den Kaiser! Es hatte zwar nie, als der Aufstand ausgebrochen war und auf das Ärgste wütete, auch nur ein feindliches Wort gegen ihn verlautet, jetzt aber stieg der Jubel zu einer wahren Springflut; wie sich fromme Christen

vor dem Sakramente neigen, so wurde überall sein blumengekränztes Bild, welches Studenten herumtrugen, begrüßt.

Später kam mit Kossuth eine große Schar Juraten von Preßburg, köstliche Burschen im Nationalkostüm mit krummen Türkensäbeln. Herzlich lachen mußten wir über einen Magnaten mit langen grauen Haaren, der an unsern Reihen vorüberging und beständig rief: „Kann zwar nit deutsch! kann zwar nit deutsch!" und dabei jeden, den er nur erwischen konnte, ans Herz drückte und umarmte.

Endlich setzten sich die Kolonnen zum festlichen Umzug in Bewegung. Die Häuser waren beleuchtet, viele Fenster schön und sinnvoll mit Lichtgemälden verziert, über der ganzen Stadt spielte feenhafter Schimmer und Glanz. Wo wir uns hinwandten, wurden wir mit grenzenlosem Enthusiasmus begrüßt, als die Vorkämpfer der Freiheit, wir selber hielten uns dafür, obwohl es zu keinem Gefecht gekommen war — auch ich im Überschwang der Empfindung. Ich habe Greise Freudenthränen weinen gesehen, alles neigte sich vor uns wie vor Fürsten, Mütter hoben ihre Kinder in die Höhe und riefen: „Unsere Kinder sollen einst davon erzählen, was sie gethan haben; diese werden die Früchte ihres Mutes genießen, wenn wir selbst das Reifen derselben nicht mehr erleben!" Überall und überall lautes Lebehoch aus tausend Kehlen. Es war ein Triumphzug, wie ihn noch kein König erlebt hat. Man wird es glauben, daß manchem von uns, als wir so gefeiert und geehrt dahin zogen, Thränen auf die Muskete niederflossen. Wir hatten das stolze Bewußtsein, ein neues Blatt der

österreichischen Geschichte aufgeschlagen zu haben, wir durften damals eine großartige Entwickelung hoffen, da die edelsten Güter eines Volkes errungen waren; wir hatten ein Vaterland, wert dafür zu streiten und zu fallen, wenn es das Verhängnis fordern sollte.

Nach Verlauf dieser drei Tage nahm ich wenig Anteil mehr an den Beratungen der Aula und ihren Plänen. Die frische That war geschehen, wer dabei mit kräftigem Ernst mitgewirkt hatte, mochte ruhig über die Winkelcelebritäten lachen, die überall auftauchten: Maden, welche die Sonne der Revolution aus dem aufgewühlten Schlamme großzog, um sie dann wieder der Selbstverwesung zu überlassen.

„An die Herren Wiener Studenten!

So eben kam mir ein Brief des Dr. Schuler, Redakteur des „Tirolerboten“ zu, worin er meldet, daß man in Innsbruck für die in den Märztagen gefallenen Freiheitskämpfer einen feierlichen Trauergottesdienst veranstalten wolle; ihre Namen sollen am Katafalke zwischen Lorbeerzweigen prangen. Dem Briefe war eine Adresse der Tiroler Studenten an die Wiener Universität beigeschlossen, die ich anfolgend mitteile.

Adolf Pichler.“

„Gruß an die Studenten Wiens von den Studenten Innsbrucks.

Liebe Brüder!

Durch Euch schlagen neugeweckt die Pulse des großen Kaiserreichs: wie sollen nicht unsere Herzen für Euch begeistert glühen? — Wir bewundern Euch, wir

lieben Euch! Jene von Euch, welche diesen Zuruf nicht mehr hören, fanden auch in unserer Brust das wohlverdiente Ehrengrab. Brüder! wir sind fest entschlossen, mit Euch für Recht und Freiheit zu leben und zu sterben!

Zum Schirme dieser unveräußerlichen Güter haben auch wir uns zu einem Freikorps konstituiert; für brüderliche geistige Geselligkeit haben wir einen Kommerce organisiert. Der erste Toast ertönt unserm geliebten Kaiserhaus, der zweite schallt und widerhallt für Euch!

Den 19. März 1848.

Die Innsbrucker Universität."

Die Innsbrucker Studenten schickten eine Adresse an die Wiener, die ich auf der Aula übergab. Ich antwortete den Innsbruckern:

„Freunde und Landesgenossen!

Eure Adresse habe ich der Universität übergeben; sie erregte große Freude. Auch in Eurer Brust ist der Gedanke mächtig geworden, daß der Mann ein Vaterland haben müsse und daß nur jenes Land den Namen Vaterland verdiene, wo das Gesetz stark ist durch die Freiheit, und die Freiheit über den Vollzug des Gesetzes waltet. Daß Ihr Euch dieser Überzeugung angeschlossen, dadurch seid Ihr Mitkämpfer einer heiligen Sache geworden. Und wem geziemte wohl eher dieser Kampf als uns, die wir schon durch unsere Stellung berufen sind, welthistorische Ideen zu begreifen, und mit Jünglingsbegeisterung zu verwirklichen?

So wollen wir gehen Hand in Hand mit dem Volke, einer für alle, alle für einen!

Soll ich Euch etwa davon erzählen, wie wir uns in Wien mit den Bürgern verbrüderten? Wie wir mit ihnen in den gleichen Reihen auszogen für die gleiche Sache? Ich bin ein Kämpfer der glorreichen Märztage; soll ich Euch erzählen, mit welchem Jubel uns das Volk aus allen Ständen grüßte? Wie uns die Frauen empfingen? Sie fühlten sich als Töchter des Vaterlandes, und grüßten in uns die einigen Söhne des Vaterlandes. Es war eine große Stunde; die Geister der Geschichte, welche niederblickten aus dem Gewölke über dem alten Stephansdom, können uns von keiner größern Kunde geben. Es war die Stunde allgemeiner Verbrüderung.

Noch ist der Streit nicht ausgerungen. Schlangen, wenn sie bedrängt werden, stellen sich tot; — die Anhänger eines finstern Systems, das vor dem Feuer eines gemeinsamen Volkswillens niederbrach, sitzen schweigend auf den Trümmern; werden sie keinen Versuch machen, sie wieder aufzubauen? — Sind Deutschlands 30 Wappen bereits schon fest genug zu einem Schild für das Herz des Vaterlandes zusammengeschmiedet? — Laßt uns der Frage durch Thaten entgegen treten; laßt uns diese Thaten vorbereiten durch Einigkeit und Bruderliebe.

März 1848.

Adolf Pichler."

Wenn man mich fragt, ob es möglich gewesen wäre, mit den vorhandenen Streitkräften die Bewegung gewaltsam zu unterdrücken, so muß ich jenen, die alles nach mechanischen Mitteln abwägen, unbedingt sagen:

es war möglich! Noch ist mir die grenzenlose Feigheit, mit der sich das alte System selbst begrub, unbegreiflich; von einem Kampfe im eigentlichen Sinne des Wortes war nirgends die Rede, das Volk forderte und man bewilligte. Eine andere Macht wirkte hier: der Schrecken! Die Lenker der Staaten sahen im Sturz des französischen Thrones ihr mene tekel, sie wichen zitternd und kopflos dem Grolle des Volkes, und verrieten dadurch eine innere Charakterlosigkeit, die bisher nur in der noch größern Charakterlosigkeit der Beherrschten eine Stütze fand. Das ist gewiß richtig. Wir ahnten damals nicht, daß wir zu Werkzeugen einer mächtigen Hofpartei wurden, deren Ziele am 2. Dezember durch eine unblutige Palastrevolution erreicht waren. Dadurch fehlte ihrem Unterliegen jede tragische Würde, und die Zukunft wird noch weit strenger als die Gegenwart über sie richten. Die entdämmten Wogen bewegten sich schrankenlos und schwankend hin und her; das Schifflein des Staates flog auf und ab, und seine Leiter warfen von Zeit zu Zeit ein Dekret aus, wie einen Anker, ob es etwa Boden fasse und einige Ruhe und Sicherheit gewähre. Umsonst! Bei denen, die weise sein sollten, war keine Weisheit zu finden, nur die Geister der Vergangenheit waren es, oder wie es andere bezeichnen, die Macht mehr als hundertjähriger Gewohnheit, was die Völkerstämme noch zusammenhielt.

Am 1. April schien endlich einzutreffen, was man schon längst befürchtete: es werde nämlich die Partei bureaukratischer Finsterlinge nach und nach Reaktionen einleiten. Es wurde ein Preßgesetz veröffentlicht,

mancher Punkt desselben deutete darauf hin, daß man eine neue Knechtung des freien Wortes versuche. Die Studenten versammelten sich wieder auf der Aula, die Sache wurde besprochen, man wollte in Scharen auf den Graben ziehen, und dort die erschienene Verordnung verbrennen. Da trat Professor Hye auf, sein Wort hatte nicht die beschwichtigende Wirkung, die man erwartete, und erst als eine Deputation von Pillersdorf die Antwort brachte, daß man die fraglichen Punkte umgestalten wolle, kamen die Studenten überein, die Sache vorläufig ruhen zu lassen. So stellte sich die Universität auch hier an die Spitze, und wußte der öffentlichen Meinung den Sieg zu verschaffen.

Sonntag am 2. April! Welche freudige Überraschung; die schwarz-rot-goldene Fahne wehte vom Stephansturm in der Morgenluft. Mir war es wie ein Märchentraum. In der Nacht kamen Männer auf die Universität und übergaben der wachhabenden Abteilung von Studenten die Fahne mit dem Bedeuten, sie aufzupflanzen. Zwölf derselben machten sich auf, erstiegen die Treppen des Turmes, kletterten dann in dunkler Nacht auf die Steinblumen hinaus und steckten an hoher Stelle das Zeichen deutscher Einheit auf. So wurde die Sache allgemein erzählt.

Wir eilten in aller Frühe auf die Universität. Da wallten die Straße herab wieder zwei deutsche Fahnen, mit welcher Begeisterung wurden sie begrüßt! Frauen von Wien waren es, die uns diese Banner übersandten. Wie groß und herrlich standen in dieser bewegten Zeit die Frauen von Wien da! In ihrer Brust zündete der Funke der Freiheit am reinsten, sie liebten sie mit der

vollen Liebe des Weibes, liebten sie von ganzer Seele. Wir beschlossen alsogleich unter Absingung des Liedes: Was ist des Deutschen Vaterland! auf den Stephansplatz zu ziehen. Der blaue Lenzhimmel strahlte auf uns nieder, die Fahnen wogten und flaggten im Zuge, Glockengeläute klang uns entgegen. Mit welch ergreifender Gewalt stiegen die Töne des deutschen Liedes empor!

Dann zum Standbild des letzten deutschen Kaisers — zu Joseph! Sie haben sein großes Herz gebrochen durch elende Häkeleien; er hat den Tag nicht erlebt, der seine Wünsche erfüllen sollte: wir aber neigten vor ihm die Fahnen und grüßten seinen hehren Geist mit deutschen Liedern. Von da auf den Burgplatz. Vor der Micheler-Kirche steht der Erzengel Michael auf dem Drachen. „Seht den deutschen Michel, er ist erwacht und zertritt den Drachen!" rief jemand — Gelächter durch die Reihen. Von den Fenstern sahen schöne Frauen herab. Ein Student konnte es nicht lassen, mit der Hand faßte er das deutsche Band und rief ihnen zu: „Sehen Sie, daß sind die Farben, mit denen Sie sich künftig schmücken sollen!" — Ja ja! antworteten sie, das wollen wir! und winkten freudig herab. Vor der Burg machten wir Front. Der Kaiser erschien am Fenster und wurde mit Jubel empfangen. Wieder stimmten wir das deutsche Lied an: Was ist des Deutschen Vaterland! und dann die Volkshymne. Als eine Pause eingetreten war, rief ein Redner: „Eure Majestät! Sie sind der größte Kaiser, der je auf Österreichs Thron gesessen. Vertrauen Sie auf uns, wie wir auf Sie vertrauen und auf Ihr Kaiserwort. Frei trete sich

Volk und Kaiser gegenüber, die Hyder des Mißtrauens und giftiger Verdächtigung fliehe vor unserer Liebe zu dem tiefsten Abgrund der Hölle. Den Thron unseres guten Kaisers zu schützen, sind wir bereit alles aufzubieten. Hoch Ferdinand, hoch Ferdinand!" Der Kaiser dankte freudig bewegt. Da schwenkte die Fahne, wir eilten zum Thore der Burg, einige Augenblicke später wallte sie aus dem Fenster, wo kurz vorher der Kaiser gestanden. Auch er erschien wieder, er trat an die Fahne und legte die Hand an die Stange, die Kaiserin links. Studenten in ihrer Burschentracht umgaben sie. Die deutsche Fahne auf der Kaiserburg zu Wien! Wir breiteten unsere Arme, die Bewegung erstickte jeden Laut, nur ein Gefühl, ein Gedanke: Deutschland, Deutschland!

So entwickelten sich in den Märztagen und in den ersten Wochen des April zu Wien die Verhältnisse, in den Provinzen riefen die Begebenheiten der Hauptstadt ganz andere Erscheinungen hervor. Mir waren zunächst die Begegebenheiten an der Grenze Tirols und die damit in Verbindung stehenden Italiens wichtig, was ich dabei als Augenzeuge beobachtet, will ich nun beschreiben.

Über jene Lenztage, die das Unglaubliche zur Wahrheit machten, und jedem schönen Wunsche volle Erfüllung versprachen, oder darüber, daß wir nach einem so viel verheißenden Frühlinge die herben Früchte des Oktobers ernteten und auch jetzt noch solche ernten, die uns zum Ausrufe des alten Dichters berechtigen: o we, waz eren sich ellendet tiuschen landen! — über dies und ähnliches lange Betrachtungen anzustellen, können wir

uns ersparen; die Logik der Thatsachen macht die des Wortes verstummen, und politische Sentimentalität erscheint lächerlich, wo das Eisen die letzte Heilung bringen muß. Nicht unpassend wäre es mit jenem Gleichnisse der Bibel, wo in die reiche Weizensaat der Teufel sein Unkraut auswirft, zu schließen — ich aber will unsere Gegenwart mit den Worten eines römischen Geschichtsschreibers bezeichnen, die in ihrer schonungslosen Schärfe stets für ähnliche Zustände passen: Namque uti paucis verum absolvam, per illa tempora quicumque rem publicam agitavere, honestis nominibus, allii sicuti populi jura defenderent, pars quo senati auctoritas maxuma foret, bonum publicum simulantes pro sua quisque potentia certabant, neque modestia neque modus contentionis erat; utrique victoriam crudeliter exercebant.

Kaum eine Woche war seit den Märztagen verflossen und schon hatte sich in unberechenbaren Folgen die Erschütterung, mit der die Kraft erwachenden Volkswillens alte Kerker der Zwingherrschaft niederwarf, an die fernsten Grenzen der Monarchie verbreitet. Uns Tirolern, die wir in Wien auf das thätigste mitgewirkt hatten, mußte sich in doppelter Beziehung die Frage nach den Zuständen der Heimat als eine höchst wichtige aufdrängen. Welchen Wiederhall wird die große Errungenschaft in den Bergen finden, wo seit urvordenklicher Zeit eine finstere Partei mächtig herrschte und erst vor kurzem die Jesuiten herbeigerufen hatte? Wohl brachte man uns die Botschaft, daß in einigen Städten, namentlich zu Hall, Konstitution

und Preßfreiheit mit Begeisterung aufgenommen worden seien, von andern Seiten mußten wir aber hören, wie man alles Mögliche aufbiete, um dem Landvolke die neu erworbenen Güter als Werk des Teufels und lutherisches Ketzergift darzustellen. Wenn diese Zustände unsere Aufmerksamkeit der Art in Anspruch nahmen, daß wir sogar mehrere Versammlungen im anatomischen Saale abhielten, so wurde dennoch die Rücksicht darauf durch die Nachricht in den Hintergrund gedrängt, Tirol sei an seinen Südmarken von den Welschen gefährlich bedroht: schon wolle der Feind über Rocca d'Anfo in die Judicarien einbrechen, val Arsa sei von ihm bereits besetzt. Dadurch stand demselben von zwei Seiten der Weg nach Trient offen; dieses hätte dann eine Basis für weitere Operationen, welche vielleicht über den Tonale und das Wormserjoch unterstützt worden wären, abgegeben. Auch ins Pusterthal konnte man leicht auf der Ampezzanerstraße vordringen. So war die ganze Südgrenze Tirols gefährdet und zwar um so mehr, da die Welschen im Trientiner und Roveredaner Kreise innige Teilnahme erwarteten und dadurch zum Vorrücken bewogen wurden.

Es ist wohl der Mühe wert, die Ursachen dieser Verhältnisse kurz anzudeuten. Zuerst muß bemerkt werden, daß uns dort die Stimmung des Landvolkes keineswegs so feindlich war, wie jene der Stadtbewohner. Der Bauer hat im Weinberg und bei der Seidenzucht nicht Zeit, sich mit den Träumereien der Signori abzugeben, die auf ihren Villen beim Lesen von Mazzinis und Giobertis Schriften schwärmten. Er weiß gar gut, daß er den Markt für seine Erzeugnisse

im Norden zu suchen habe, während Italien, welches das gleiche hervorbringt, ihm keinen Absatz sichert. Darum faßte bei ihm nie entschiedene Abneigung gegen Österreich Wurzel. Als daher die Sendboten der Lombarden in die Thäler kamen, wurden sie überall ausgespottet, niemand verstand ihre Phrasen, es hieß: die Herren hätten nur einen neuen Pfiff ausgedacht, um den Bauern den letzten Pfennig aus der Tasche zu schwatzen; ja hier und da hätte es sogar bald Prügel gesetzt. Wenn es sich in den Städten nicht so verhielt, so geschah dies nicht ganz ohne Schuld der Regierung. Besonders Trient mußte die Beschränktheit österreichischer Mandarinen durch eine lange Reihe von Jahren sehr unangenehm empfinden. Da sich dieses auch noch als die Metropole des Südens betrachtete, so erwachte außerdem die Eifersucht gegen Innsbruck, das als Hauptstadt des Landes alle Oberbehörden in sich vereinigt.

Die Vertretung der italienischen Teile auf dem Landtag schien ebenfalls nicht den Anforderungen zu entsprechen, die man vermöge der Seelenzahl zu stellen sich berechtigt glaubte. Weil gar nichts geschah, diese Mißverhältnisse auszugleichen, so wuchs die Erbitterung im stillen desto mehr, je weniger es gestattet war, einen Widerspruch gegen die unantastbar heiligen Bureaukraten zu wagen.

Ein Umstand anderer Art, welcher in der Geschichte noch nie so gewaltig hervortrat wie gerade jetzt, machte sich auch geltend: das Recht der Sprache. Im ganzen Stromgebiet der Etsch abwärts von Salurn, ebenso in den Thälern der Sarka, Chiese und Brenta

wird italienisch geredet. Es läßt sich freilich darthun, daß hier die deutsche Sprache nach und nach zurückgedrängt wurde, und wie sie auch jetzt noch in sehr bedenklicher Weise zurückgedrängt wird. Deswegen nun, wozu auch die Kriegszüge des Mittelalters, der Handelsverkehr und die lange politische Verbindung beitrugen, sind die Bewohner dieser Gegenden nicht als echte Romanen zu betrachten; welsch und deutsch verflossen hier noch nicht so wie in der Lombardie, daß bei den zusammengeschmolzenen Metallen keine Verschiedenheit des Striches beobachtet würde. Es ist ein Mischlingsvolk; der Deutsche liebt es nicht und heißt es krautwelsch, der eigentliche Italiener giebt ihm den Schimpfnamen Bastard. Ich erinnere mich gar wohl, was zu Riva ein achtbarer Mann, mit dem ich über diese Dinge redete, mir sagte: „Wir sind traurig daran," sprach er mit bewegter Stimme, „wir wissen hierorts kaum, was uns die Pflicht gebeut; der Zug des Herzens treibt uns da und dort hin; so haben wir keinen Halt, gelockt und geschmäht zugleich von beiden Seiten!" —

Desungeachtet behauptet sich hier bei solchen, welche den Wert einer Sache nicht nach Dukaten berechnen, sondern die ideelle Beziehung aufzufassen trachten, das Recht der Sprache als Grundbedingung der Ländergrenzen. Vorzüglich waren es Jünglinge, die an den Universitäten Padua und Pavia studiert, und dort den Gedanken eines einigen freien Italiens mit Begeisterung ergriffen hatten; ihnen schlossen sich wie gewöhnlich die Frauen an, die, stets hochherzige Schwärmerinnen, in politischen Dingen von der Wirk-

lichkeit abzusehen pflegen. Die Bewegung, welche bei dem großartigen Auftreten Pius IX. Italien erschütterte, zuckte auch im Süden unserer Provinz nach, mitunter auf komische Weise. Es gab Cigarrenkrawällchen, die Mauern wurden bekritzelt, hier und da stahl sich auch aus modern bärtigen Lippen ein leises: Morte ai Tedeschi! hervor. Da brach der Sturm zu Mailand los; unsere Truppen wurden überall zurückgedrängt, sie waren besiegt, eh' sie noch in offener Schlacht gekämpft hatten.

In Tirol sollte sich das nämliche wiederholen, die Trientiner warfen jubelnd die Maske ab und steckten als Zeichen der Vereinigung mit den Lombarden die grün-weiß-rote Fahne auf. Der Pöbel stürmte die Mautgebäude, man machte sogar Anstalt, das Militär anzugreifen. Einige Jägerstutzen und Reitersäbel aber setzten diesem Unwesen ein rasches Ende; Trient wurde in Belagerungszustand erklärt, und jeder Zugang mit Palissaden verpfählt. Dadurch ward die unmittelbare Gefahr zwar abgewendet, jedoch nicht für alle Zukunft beseitigt. Gesandte der welschen Partei in Tirol setzten sich mit den Lombarden ins Einvernehmen; sie spiegelten ihnen vor, es bedürfe nur des Einbruches, und 20 000 Mann würden sogleich für ihr Sache aufstehen. In der That, Tirol war in der größten Gefahr, und was geschah zur Abwehr? Man erließ einen Aufruf an das Volk mit den altherkömmlichen Redensarten von Ruhm und Treue; das wirkte aber nicht im mindesten. Die Bauern sagten: „Wenn uns die Welschen vor die Häuser kommen, wollen wir ihnen schon zünden: sonst aber lassen wir uns durch

keine leeren Versprechungen foppen: man hat uns im Jahre 1809 zu stark angelogen, wir mögen nichts mehr wissen, und bleiben hübsch daheim.“

So äußerte sich die Unzufriedenheit gegen eine Regierung, die ihre Völker stets wie Kinder behandelte, denen man kein Wort zu halten brauche. Wären die Welschen in diesem bedenklichen Augenblicke mit zureichender Macht über Worms, Storo und Ampezzo eingedrungen, so hätten sich ihre Heeresmassen im Herzen des Landes begrüßen können, ehe noch der offizielle Bericht von ihrem Einfalle nach Wien gekommen wäre, ehe noch die Beamten Zeit gewonnen hätten, sich zu versammeln und in langgedehnten Kanzleireden über die Art des Widerstandes zu beraten. Es war zum Teil der Name Tirols und seine alte Waffenehre, was diesmal das Vorrücken der feindlichen Horden verzögerte. Die Welschen ließen die Zeit verstreichen, und gaben eine Proklamation heraus, in der sie wie Hunde, die von ferne bellen, den Brenner und die Toblacher Heide als Grenzen für Italien ansprachen, ohne es zu wagen, an den bezeichneten Marken ihre Pfähle mit dem Schwert in der Faust zu setzen.

In dieser schwierigen Zeit sandte das Land den Dr. Schuler und Dr. Widmann nach Wien, um den stockenden Geschäften einen tüchtigen Vorschub zu geben. Sie kamen in jenen Tagen, wo Deputationen aus allen Provinzen den Ministern die Pistole auf die Brust setzten, um Zugeständnisse zu erpressen; — wir Tiroler verlangten nichts anderes als Waffen und Munition, die Heimat zu verteidigen; wir wünschten

nebenbei nur eine ganz kleine Ermäßigung des Salzpreises. Infolge des löblichen Monopols war es nämlich dahin gekommen, daß unser Salz aus den Salinen von Hall den Schweizern billiger verkauft wurde, als uns selbst; ja es lohnte sich wegen bedeutender Verschiedenheit der Preise das eigene Erzeugnis auf Umwegen erst wieder aus Graubünden einzuschwärzen. Weil nun aber unsere Abgeordneten so bescheiden anklopften, wurde mit ihnen selbst um diese Kleinigkeit gemäkelt, und erst nach langem Harren erhielten sie aus Gnade, was sie nach Recht hätten fordern können.

Diese wackeren Männer brachten uns die erste umständliche Nachricht von der Sachlage in Tirol und von den welschen Brennergelüsten. Wir wurden dadurch auf das Höchste aufgeregt; die Meisten faßten im stillen den Entschluß, schnell heimzukehren.

Am 4. April abends ward bei der Sonne auf der Wieden eine große Zusammenkunft angesagt, um zu beraten, was wir für das Vaterland thun könnten. Die beiden Abgeordneten erläuterten in klarer einfacher Rede die bestehenden Verhältnisse; sie wurden nur da von einem Schrei des Zornes unterbrochen, wo sie von den fremden Anmaßungen sprachen: überall nur eine Stimme: die Welschen sollen nicht eine Hand voll Tiroler Erde haben, keine Spanne vom alten deutschen Reichsboden! — „Und wenn es das ist,“ rief der alte Haspinger mit funkelnden Augen, „so will ich auch noch einmal ausziehen, weit besser ist's, mich trifft eine Kugel, als daß ich im Bette sterbe.“ Es wurde ein Bogen Papier gebracht, er unterschrieb sich voran:

„Joachim Haspinger giebt Blut und Leben für Gott, Kaiser und Vaterland." Wir andern folgten. Dr. Schuler übernahm die Liste und schickte sie an die Landesschutzdeputation zu Innsbruck.

Die von mir verfaßte Adresse, welche sie begleitete, teile ich als Zeugnis der Stimmungen jener Tage hier mit:

„Wohllöbliche Landesschutzdeputation von Tirol!

Die Abgeordneten, welche wegen der Landesverteidigung aus Tirol gekommen sind, teilten uns mit, in welcher bedrängten Lage sich Tirol gegenwärtig befinde. Wir haben uns daher versammelt, um zu beraten, was auch wir in diesen schweren Augenblicken, die eine so drohende Aussicht in die Zukunft gewähren, für unser Vaterland thun können. Die hier Unterzeichneten erklären, auf den ersten Ruf in einer geordneten Kompagnie heimzuziehen und die Waffen zu tragen in den Reihen der Brüder. Sie bitten, wenn derselbe an sie ergeht, um Anweisung der nötigen Mittel.

Fremde Anmaßung darf den Boden von Deutschland nicht entweihen!

Dieser Gedanke bewegt tausend Herzen und wir stehen nicht allein. Mit Begeisterung werden in der Stunde der Gefahr unsere deutschen Brüder an die Marken ziehen; wie wir seit Jahrhunderten als Deutschlands Vorwache standen und kämpften, so werden auch sie für uns streiten.

Wir vor allen! Was unsere Kraft vermag, bieten wir dem Vaterland. Nicht das Wort soll sprechen, sondern die That.

Ruft uns!"

Schneller als wir es nach gewöhnlicher Berechnung des Postenlaufes erwarten durften, kam die Aufforderung zurück: „Eilet, eilet dem bedrängten Vaterland zu Hilfe. Wir erwarten euch!" Da war an keine Zögerung mehr zu denken.

Am nächsten Morgen versammelten wir uns in der Aula. Ich wurde nach alttirolischem Brauch als Hauptmann gewählt und zwar fast einstimmig. Einige wenige nannten Gilm, der sich übrigens nicht sehen ließ. Oberleutnant wurde Heinrich Vittorelli, ein Techniker aus Botzen, der sich später den alten Adel erneuern ließ, Leutnant der Mediziner Anton Profanter aus Botzen. 1859 führte er eine Kompagnie Landstürmer, Dr. Streiter griff ihn hämisch an, wie er es eben immer that, mußte sich jedoch feig zurückziehen. Die Fahne trug der prächtige Eduard v. Weinhart. Die Verwaltung der Gelder übernahm A. v. Walter, ein Beamter; was mich betrifft, so dachte ich nicht an die schwere Verantwortung, die ich übernahm. Das bißchen Exerzitium, das ich für die wenigen Wochen brauchte, hatte ich bald los, denn um den Drill konnte es sich nicht handeln. Den Stutzen wußte ich als Jäger gut zu führen, bei meinen häufigen Ausflügen hatte ich gelernt, Bodenverhältnisse zu beurteilen. Abgesehen von gedienten Offizieren konnte ich mich ruhig neben andere Schützenhauptleute stellen.

Die Last, die ich übernommen hatte, lag schwer auf mir, so manche Nacht kam ich gar nicht ins Bette, nachdem ich mich untertags müde gelaufen, um alles zu ordnen. Nur ein Praktiker, Leopold Berger, lieh mir seine geschickte Feder, ich nenne ihn hier, weil er wenig

Dank erntete. Auf den Rat Schulers ließ ich ein Ehrengericht wählen, als Vorsitzenden den Bergmann Josef Schiestel; den Mangel einer Disziplinargewalt konnte es freilich nicht ersetzen.

Ich ging an der Spitze einer Deputation zum Erzherzog Johann, ihn zu bitten, daß er uns die Mittel verschaffe, als Grenzverteidiger heimzukehren. „Das freut mich," rief er lebhaft aus, „ein echter Tiroler bleibt nicht in der Fremde, wenn auf den Bergen der blaue Stutzenrauch aufgeht."

Er sicherte uns seine Unterstützung zu und hat auch treulich Wort gehalten. Als Waffen fehlten, gab er den ersprießlichen Rat, wir sollten uns mit einem Aufruf an die edeln Bürger Wiens wenden. Das war nicht umsonst! Namhafte Geldbeträge liefen ein, um die wir Stutzen kauften; man schickte uns auch Gewehre zum Geschenk, darunter manches von wahrhaft köstlicher Arbeit, die Läufe trefflich gebohrt und gezogen. So brachten wir endlich in wenigen Tagen alles zusammen, was für unsern Ausmarsch nötig war. Indes hatte sich die Kunde von unserem Plane durch die ganze Stadt verbreitet, und ich konnte darüber verschiedene Äußerungen hören. Während viele Studenten sich uns gern voll Begeisterung angeschlossen hätten, meinten andere, wir seien zu Wien nötiger als an der welschen Grenze, denn dort gäbe es keine Reaktion zu bekämpfen. Diese Ansicht hielt sogar einige Tiroler zurück, mit uns auszuziehen. Auch ein Italiener trat auf der Gasse zu mir und sagte, indem er mein schwarzrot-goldenes Band mit den Fingern anfaßte, voll Pathos in gebrochenem Deutsch: „Wie, Sie wollen diese

Farben einem Volke aufdringen, das gar nicht einmal Ihre Sprache redet?" — „Nein," antwortete ich ihm, „nur die Grenzen will ich für diese Farben, denen Ihr Volk ein seit Jahrtausenden eigentümliches Gebiet entreißen möchte, mit dem Schwerte sichern!"

Diese Worte befremdeten mich keineswegs; man ist es ja gewohnt, auch von Deutschen ähnliches zu hören. Zweifelten ja sogar in meiner Kompagnie einige daran, ob sie rechtlich über deutsch Tirol hinausgehen dürften, und nur mit Mühe konnte ich verhindern, daß dieses alberne Gefasel weiter ausgesponnen wurde. Es scheint, als ob wir Deutsche immerdar unpraktische Leute bleiben sollten, nicht bloß im Frieden, sondern auch im Kriege. Soll Tirol Tirol bleiben — die starke unbezwingliche Grenzfestung Deutschlands — so dürfen die zwei südlichen Kreise nicht abgerissen werden, das wäre eine Selbstentmannung, die uns nur jene zumuten können, welche alles Gefühl der Männlichkeit verloren haben. So lange noch Krieg in Europa möglich ist, dürfen wir es nicht thun, und wollen es auch nicht, wir würden dadurch jedem Feind das Land bis zum Brenner preisgeben und jeden Widerstand lähmen.

Unterdes brach der 15. April an, den wir zum Abmarsch bestimmt hatten. Doktor Gredler bewirtete die Schützen im Hofe seines Hauses, die Offiziere an seiner Tafel. Schlag drei Uhr traten wir an; er überreichte uns eine prachtvolle schwarz-rot-goldene Fahne, das mittlere Längsfeld trug auf der einen Seite die goldene Inschrift „Für das Vaterland", auf der andern „13., 14. und 15. März 1848". Von der Spitze der Stange, wo der Tiroler Adler mit ausgespreizten Schwingen

stand, flatterte ein rot und weißes Band nieder, in den Landesfarben der Heimat. Um vier Uhr zogen wir in Reih und Glied aus zur Fahnenweihe im Stephansdom. Alle Straßen waren weithin mit Menschen bedeckt, die Säulenhallen der Kirche selbst so voll, wie ich es noch kaum je gesehen hatte. Wir rückten durch das Mittelschiff bis an den Hochaltar vor, dort wurde die Fahne niedergelegt. Es war ein ernster Augenblick, als der greise Weihbischof mit den strengen Zügen feierlich die Hand zum Segen hob: „daß dieses Banner siegreich vor uns herwalle, und schrecklich sei den Feinden!“ Vor dem Eingang erwartete uns die Gattin des Erzherzogs Johann; er selbst war bereits nach Tirol vorausgegangen, um die Schützenkompagnieen aufzubieten und zu leiten. Ich trat an ihren Wagen; der junge Graf von Meran saß neben ihr. „Nun!“ sagte ich zu ihm, „möchten Sie nicht mitgehen ins Landl? wenn Sie groß sind, müssen Sie einmal als Hauptmann ausziehen!“ — „O ja, meinte er, das thät' ich recht gern!“ Sie übergab mir dann den Aufruf, den der Erzherzog zu Innsbruck erlassen hatte, damit ich ihn der Kompagnie vorlese. Ich teile ihn hier mit:

„Tiroler und Vorarlberger!

Aus der Residenzstadt Wien, wohin die Kunde der eurem Lande drohenden Gefahr gekommen ist, sendet mich der Kaiser in euere Mitte; die Stunde ist nun da, wo euer alter treuer Freund zu euch zu sprechen berufen ist.

Ihr wißt, was in der letzten Zeit geschehen; ihr kennt, woher und was Tirol und Vorarlberg bedroht!

Nun klingt der Ruf des Vaterlandes zur Wehr durch Berg und Thal: Erhebe dich, Tirol und Vorarlberg! Es gilt unser Sein, es muß gehandelt werden — für unsere Heimat, für das, was wir von unsern Vätern ererbt, für Fürst und Vaterland!

Bedenket was uns bevorsteht, wenn wir nicht mit Mut und Kraft uns wehren! Wollen wir das Land zerrissen sehen? Soll das Heimatland der Willkür Fremder preisgegeben werden? Soll Tirol nicht Tirol ungetrennt in allen seinen Teilen bleiben? — Das alte seit Jahrhunderten feste Band mit Österreich, bewährt in jeder Zeit, kann nicht erschüttert werden. Tirol und Vorarlberg, stets in allen seinen Teilen Deutschland angehörig, darf nicht zerstückt, darf nicht davon getrennt werden, es ist des deutschen Vaterlandes Vorhut, es ist seine Grenzwache. Wir bedürfen keiner Fremden, wir wollen uns und den, welchem wir seit Jahrhunderten die Treue geschworen, wir wollen unser Recht und unser Land ungetrübt in Frieden und Ruhe sehen, dafür sterben und kämpfen wir, nicht angreifend, wohl wehrend aber gegen jede Anmaßung.

In unserer Eintracht liegt die Kraft. Die Liebe zum Herd, die von den Vätern ererbte, von unsern Fürsten geehrte Freiheit gab uns den Mut, wenn es die Zeit erheischte, und was der Kaiser zuletzt allen, die den Kaiserstaat bilden, zugestanden — ruft uns jetzt auf, damit es sich, wenn die Gefahr vorüber ist, auch hier zu unserem Wohle, nach unserem Wunsche gestalte.

Die alten treuen Männer, die fest wie ihre Berge standen, vom Wirt am Sand, vom Mann am Rinn bis

zu den letzten sind nicht mehr! Dafür stehen ihre Kinder in gleichem Sinn, in jener Kraft, die Gott der Herr in unsern Bergen ungebrochen erhalten hat.

Darum auf, ihr Männer Tirols und Vorarlbergs, was ihr könnt, bewährt den alten Ruf, ergreift die sichere Waffe; es wehe von unsern Bergen zum Kampf für unser Vaterland die altbekannte Fahne als Zeuge unserer festen Treue an Österreich, als Zeuge unseres Sinnes gegen Deutschland, dessen freie Rechte eins mit den unsrigen sind.

So möge denn mit unserm Mut, mit unserer Eintracht der stehen, der unsere Berge aufgetürmt, Gott, unser Herr, auf den wir bauen.

Innsbruck, am 13. April 1848.

Erzherzog Johann."

Unsern Abzug begleitete ein Gedicht von J. P. Kaltenbach, das hier einen Platz finden möge:

Beim Abzug der Tiroler.

Mein Herz, mein Herz zerspringe nicht
Im Sturmesdrang der Lust!
Hochauf mein Lied, das jubelnd bricht
Hervor aus tiefster Brust!

Noch lebt der Geist, der einst erstritt
Am Isel Sieg und Recht;
Noch lebt die Kraft, die niedertritt,
Was treulos ist und schlecht.

„Bedroht sind Fürst und Vaterland,
Ihr Söhne, schnell heran!"
So tönt es her vom Donaustrand,
Und einsteht Mann für Mann.

Der Fahne, die geweiht im Dom,
Folgt stolz die kühne Schaar,
Ein frischer, heller Bergesstrom —
Ja, siegen wird der Aar!

Der Hofer jauchzt: „Mein Land Tirol,
Du bist wie sonst noch stark!
Denn Gott und Fürst und wahres Wohl
Sind noch dein Lebensmark!

Des Himmels Segen ist mit euch,
Ihr Schützen, mutig fort!
Hoch auf Tirol, hoch Österreich!
War auch mein Losungswort.

Darauf eilten wir in den Bahnhof. Ein Offizier der Nationalgarde, der auf einem Vorsprung der Treppe stand, richtete wenige aber herzliche Worte an uns, und forderte dann Haspinger auf, der Versammlung den Segen zu erteilen. Er wurde auf den Armen der Umstehenden emporgetragen, alles fiel auf die Kniee, lautlose Stille ringsum, bisweilen nur vom Schluchzen der Zuschauer unterbrochen. Wie oft schon mögen in diesem Gebäude herbe Thränen des Abschiedes geflossen sein, wenn Liebe sich von Liebe losriß, wohl schwerlich war es aber je so feierlich! Überall ist eine Kirche, wo Menschenherzen tief und rein empfinden, nie fühlte ich das mehr als zu dieser Stunde. Da gellte plötzlich ein langer, scharfer Pfiff, Wagen an Wagen rückte vor, ein Händedruck, ein Kuß, wir stiegen ein, der Zug brauste wie auf Sturmesschwingen davon. Hier und da winkte flatternd noch ein weißes Tuch, bald war Wien unsern Blicken entschwunden. In später Nacht übersetzten wir den Semmering und kamen 12 Uhr mittags nach Gratz.

Wir wurden vom Gouverneur und den Bewohnern feierlich empfangen und abends in den Saal der Ressource eingeladen. Im Gespräche mit Bürgern und Studenten konnte ich gar leicht bemerken, daß die Gesinnung zu Gratz eine weit radikalere sei, als selbst zu Wien. Einige baten mich sogar, ich solle dem Musikchor den Wunsch äußern, daß es die Marseillaise spiele. Da ich bei der erregten Stimmung nicht absehen konnte, wohin das führen werde, und mir es auch nicht ziemte, in derlei Dingen den Anfang zu machen, so lehnte ich es höflich ab mit dem Bemerken, unser Volkslied sei: „Was ist des Deutschen Vaterland?" Später wurde dieses angestimmt; die Säbel der Studenten fuhren aus der Scheide, es war ein sehr eigentümlicher Anblick, als die gekreuzten Klingen im Schein der Lichter blitzend nach dem Takte aneinander schlugen, dazwischen der Ruf kräftiger Kehlen und das Anklingen der Becher. Als der letzte Ton verhallt war, bestieg ich eine Erhöhung und sprach von dort im Namen meiner Waffengenossen den Dank für die ehrenwerte Aufnahme aus.

„Nicht als Tiroler," fuhr ich fort, „wollen wir angesehen sein, die ausziehen, um die Marken einer Provinz zu schützen, wir sind Deutschlands Grenzsoldaten, und darum flattert die schwarz-rot-goldene Fahne vor unsern Reihen. Wenn es gilt, werden sich in Not und Gefahr noch die Steirer anschließen, denn die Steirer Schützen sind ja auch berühmt, daß sie den Stutzen tüchtig handzuhaben wissen. Wir sind Waffenbrüder, die Schranken, welche eigensüchtige Willkür zwischen die Provinzen setzte, müssen niederbrechen, und gelten soll allein das

Wort: Einer für Alle, Alle für Einen, Alles für Deutschland!"

So schloß dieser Abend. Den nächsten Morgen wollte uns die akademische Legion zum Bahnhof geleiten. Ich übergab dem Anführer derselben eine schwarz-rot-goldene Fahne, denn wir hatten eine zweite von Wien mitgebracht, zum Andenken an uns und die Verbrüderung mit den wackern Gratzern. Ohne Aufenthalt durchflogen wir die schöne Steiermark, überall mit Ehre überhäuft. Besonders rührend war der Gruß, der uns auf einer Zwischenstation wurde, deren Namen ich leider vergessen habe. Der Wagen hielt auf einen Augenblick, ein lautes Vivat erscholl von der Seite des Weges. Der Schulmeister des nächstgelegenen Ortes hatte die Kinder in Feierkleidern und mit Blumen in der Hand aufgestellt; sie wünschten uns Heil und Segen für unsere Fahrt, und daß wir reich an Sieg und Ehre zurückkehren sollten. Von Marburg an fuhren wir auf Leiterwagen durch Kärnten, denn man hatte uns die größte Eile zur Pflicht gemacht. Wie soll ich die herzliche Aufnahme zu Klagenfurt schildern?

Unser Landsmann Stöckl, welcher alles zu einem freundlichen Empfange aufgeboten hatte, kam uns entgegen. Ich nahm in seinem Wagen Platz. Als wir an einem Landhause vorbeifuhren, flog vom Söller ein zierlicher Kranz aus Vergißmeinnicht auf meinen Schoß; ich blickte auf und sah noch eben ein hübsches Mädchengesicht, welches sich hinter den Blumengeschirren lächelnd barg. Bei den ersten Häusern erwarteten uns Volk und Nationalgarde, wir stellten uns auf und zogen bei Musikklang auf den Hauptplatz, wo

die Verteilung in die Quartiere vorgenommen wurde. Am nächsten Tage führten uns die wackern Bürger an einen beliebten Ort unweit der Stadt.

Besondere Aufmerksamkeit erregte Haspinger, die anwesenden Damen bestürmten ihn von allen Seiten, jede wollte seine eigenhändige Unterschrift. Er wurde endlich unwirsch: „Nu nu," rief er aus, „glaubt ihr denn, ich sei ein Schreibmeister, um auf all die Zettel da zu schreiben?" Die Damen wußten aber dem alten Herrn so zu schmeicheln, daß er nachgab und mit ein wenig Brummen ihren Willen erfüllte. So verging der Nachmittag. Als es schon dämmerte, fuhr ein großer Wagen vor, überwölbt mit Triumphbogen aus Tannenreisig und Blumen. Ein Teil der Kompagnie setzte sich auf, ich zog es, weil der Abend so schön war und eben der Mond aufging, vor, in heiterer Gesellschaft auf einem Fußsteig heimzukehren. In der Frühe schmückte ein anmutiges Mädchen unsere Fahne mit Blumen und reichte jedem einen Strauß. Die Klagenfurter führten uns in ihren Equipagen bis Villach. Von nun an wurde die Gegend rauher und wilder, hatten wir früher Aprikosen und Kirschbäume in voller Blütenpracht gesehen, so senkte sich jetzt der Schnee durch düstere Föhren- und Lärchenwaldungen näher zur Straße herab. Am Gesträuch öffneten sich kaum die Knospenaugen, da und dort blickte eine Anemone aus den Stauden, und Primeln standen an den moosigen Abhängen.

Am 21. April erblickten wir zum erstenmal die glänzenden Schneegebirge unseres Heimatlandes und hielten abends den feierlichen Einzug zu Lienz. Dort

erhielten wir zuverlässige Nachrichten aus Südtirol. Die Welschen standen noch in den Judicarien, ja machten sogar Versuche über Steniko gegen Trient vorzudringen; sie griffen dabei eine Abteilung Kaiserjäger an, welche der Übermacht weichend, sich in das Kastell Zoblino zurückzog. Am 15. April kam ihnen Major Burlo zu Hilfe, warf den Feind von Vezzano zurück und nahm 21 Mann gefangen, darunter 17 Ausreißer, die übrigen 5 waren Freischärler aus dem Brescianischen, Leute von guten Häusern, größtenteils in mittelalterlich theatralischen Aufzügen. Sie wurden am 16. im Schloßgraben von Trient insgesamt erschossen. Diese Maßregel, welche vielleicht streng kriegsrechtlich sein mag, fand bei den Deutschen wenig Beifall und erregte bei den Italienern nur Erbitterung statt Furcht. Auch über Nonsberg rückten welsche Scharen ein; Giovanelli gelang es, einige Schützenkompagnieen aufzubringen, und mit diesen den Feind zu verjagen, der sonst gar leicht über die Mendel her Botzen selbst hätte bedrohen können. Zugleich erfuhren wir, daß statt F. M. L. Welden, General Roßbach das Oberkommando der Landesdefension übernommen habe. Dies war eine Forderung der öffentlichen Meinung, der man hierin genug thun mußte, sollten anders die Schützen ausrücken, denn Welden stand in entschiedener Mißgunst, zu Innsbruck brachte man ihm sogar eine Katzenmusik, wie er auch schon früher wegen seines barschen Auftretens nicht sehr beliebt war. Es heißt zwar: Volkes Stimme, Gottes Stimme! Indes erleidet der bekannte Satz diesem sonst tüchtigen Feldherrn gegenüber gewiß eine bedeutende Einschränkung.

Weldens schroffer, verschlossener Charakter, sei es nun, daß ihn Naturanlage bedingt, oder daß ihn Ereignisse, wie manche sagen, erst so bildeten, stieß Leute ab, die unter dem Scheine zutraulicher Offenheit geschmeichelt sein wollen, und wenn es nicht geschieht, das Schweigen einer ernsten Seele als Zeichen des Hasses deuten.

Man legte ihm Äußerungen über Tirol in den Mund, die er sicher nicht gethan hat, man verschrie seine Strenge als Pedantismus; denn leider krankt unsere Zeit nebst vielen anderen Übeln auch noch an diesem: daß sie in der Zuchtlosigkeit ihr Heil und ein wünschenswertes Ziel des Strebens sieht. Er hat zwar keine schönen Reden gehalten, sich aber durch Thaten als einen tüchtigen Feldherrn bewiesen.

Wenn ich Welden hier lobe, so will ich Roßbach dadurch nicht in Schatten stellen. Dieser Mann, treuherzig und bieder wie er war, hatte sich bereits früher, wo er als Oberst der Kaiserjäger im Lande stand, sowohl die Liebe seiner Soldaten, als auch die Achtung der Bürger zu erwerben gewußt. Der Tiroler will, daß man auf sein Wesen eingehe, geschieht dieses, dann rennt er auch durchs Feuer. Roßbach versteht es, die Saiten anzuschlagen, die im Herzen der Schützen wiederklingen, und deswegen kann man es als ein Glück betrachten, daß er als Oberleiter der Landesverteidigung bestimmt wurde.

Ebenso gut berechnet war auch die Reise des Erzherzogs Johann, der nun überall das zögernde Landvolk zur Ergreifung der Waffen anspornte. Es war seine Person, des alten geliebten An-

führers, der Glanz seines Namens vom Jahre 1809, was den Geist der Schützen weckte, daß sie endlich nach den Stutzen griffen. Auch unser Klerus zeigte sich hier von einer edlen Seite, er forderte von der Kanzel herab zu den Waffen auf, ermunterte die Zaudernden, und stellte sich in die Reihen, um denjenigen, welche durch das Geschick des Kampfes fallen sollten, den letzten hehren Trost der Religion zu spenden. So verband er, wie in den ruhmvollen Kriegsjahren der Vergangenheit, auch hier den Lorbeer der Tapferkeit mit dem Palmzweig des Glaubens zum immergrünen Ehrenkranz. Das ist ein schönes Feld des Wirkens; — auch nach einer andern Seite hin. Unsere Schützen sind oft wild, halten auf keine Disziplin und machen einem Kommandanten wahre Teufelsnöte; wenn da gar nichts mehr hilft, so hören sie doch noch in Ehrfurcht auf das Wort des Feldpaters und fügen sich in Geduld. Hier kann sich unsere Geistlichkeit auszeichnen, nicht aber, wenn sie dem Volke Preßfreiheit und Konstitution zu verleiden sucht, anstatt es über den hohen Wert dieser Güter aufzuklären; oder statt Garben für den Himmel zu sammeln, den Zehent von den Feldern der Erde eintreibt.

Auch die weltlichen Behörden hatten sonst, wenn sich die Bauern erhoben, sehr anregend gewirkt, daß sie es jetzt nicht mehr thun konnten, lag an ihrer ungünstigen Stellung. Ein Beamter bezeichnete die Ursachen sehr gut in folgender Weise: Die Landgerichte in ihrer ursprünglichen Einrichtung waren reine Justizbehörden, erhielten in der Folge die sich immer weiter und auf alles ausdehnende Administration als Beigabe,

wurden bei der ins Kleinliche gehenden Bevormundung und der alles besteuernden Finanz endlich des österreichischen Kaiserstaates erste und einzige Lasttiere, und konnten in dieser Mißgestaltung das einst genossene patriarchalische Zutrauen, auf dessen einzigen Zuruf die Bevölkerung sich in Waffen erhob, nicht mehr bewahren.

Übrigens herrschte dazumal in Lienz und wohl auch weiter hinaus die Ansicht, es sei bereits überflüssig, Kompagnieen zu bilden, denn die Welschen würden nach den erhaltenen Schlappen nicht wagen, ein zweites Mal zu kommen. Deswegen geschah auch sehr wenig zur Besetzung des Kreuzberges und der Ampezzanerstraße. So versuchten in Windischmatrei die Brüder Panzl, Söhne eines Mannes, der sich bereits im Jahre 1809 ausgezeichnet, in ihrem Thale zur Ergreifung der Waffen anzutreiben und hatten auch Erfolg dabei, wurden aber von einer Behörde zur andern geschickt und darüber unwirsch. Wir trafen mit ihnen auf der Straße zusammen, sie berieten mit uns die Sache; ich unterließ es nicht, soviel an mir lag, ihnen mit Rat und That zu helfen. Später vernahm ich, daß diese eifrigen Leute auf dem Kreuzberg verwendet wurden. Überhaupt suchten wir, soviel als möglich, für den Krieg anzuregen, und es gelang uns auch, hierin einiges zu wirken.

So marschierten wir nach Brixen, wo uns ein Theologe mit der schwarz-rot-goldenen Fahne entgegenkam. Sie wehte aber noch auf keinem Turme. Am folgenden Tage las uns der ehrwürdige Fürstbischof mit großer Andacht die Feldmesse, was uns um so erfreulicher war, da wir leider einige Zeit früher hören

mußten, man sage uns nach, daß wir in Tirol die Klöster stürmen und die Priester antasten wollten. In Hall soll ein Kaplan sogar gegen uns gepredigt haben: diese ruchlose Horde, welche die Geistlichen mißhandle und die Nonnen entehre! Du lieber Schäcker! Ich weiß gar nicht einmal, ob wir vor einem Frauenkloster irgendwo vorbeizogen, jedenfalls hatten wir auf ganz anderes zu denken, als auf gottgeweihte, züchtige Himmelsbräute hinter dem Gitter. Rosen blühen überall, man braucht deswegen nicht über den Zaun zu steigen, um hintennach am Thore des Paradieses für die süße Sünde unter den Dornruten der Beredsamkeit heiliger Wächter, welche ja mit christlicher Schonung die Fehler der Mitmenschen verdecken, Gassen zu laufen.

In Brixen sagte man uns, daß die italienischen Arbeiter, 200—300 an der Zahl, welche im Kuntersweg bei den Brettermühlen Tagelöhnerdienst versehen, eine große Anzahl von Gewehren besäßen, und nur auf den geeigneten Augenblick warteten, feindlich aufzutreten. Die Sache erschien als barer Unsinn; schon damals aber wurden einige stutzig. Als sie aber zu Klausen hörten, die Kufsteiner Kompagnie sei mit gespanntem Hahn vorübergezogen, so träumten sie von nichts mehr als einem Überfalle in den buschigen Schluchten an der Eisack. Besonders waren es einige junge Herren aus Botzen, welche darauf drangen, alle Welschen wegzujagen; sie stellten sich wahrscheinlich vor, welch einen herrlichen Einzug sie in der Vaterstadt halten würden, wenn sie ein Rudel italienischen Gesindels vor sich her trieben. Die Sache schien komisch,

weil aber die Aussicht auf einen dummen Streich, der uns insgesamt in schiefes Licht hätte stellen können, vorhanden war, so hatte ich denn doch keine sonderliche Freude. Ich zweifelte keinen Augenblick an der Falschheit dieser Gerüchte, um aber den Ungestüm abzulenken, ließ ich, als wir an den bezeichneten Ort kamen, die Kompagnie an der Brücke zu den Sägemühlen halt machen und ging mit einigen in das Gebäude, mir dort genaue Auskunft zu holen. Es that mir leid, die armen Teufel von Arbeitern in Angst zu setzen, indes war wenigstens dies gewonnen, daß von nun an jenes alberne Geschwätz ein Ende nahm. Es zeigte sich hier, wie sehr in bewegten Zeiten das Unwahrscheinlichste vollen Glauben finde, während die meisten einer klaren Betrachtung der Gegenstände die Sinne verschließen. Wie hier im kleinen, so anderswo im großen.

Am 27. zogen wir in Botzen ein; der Empfang war sehr glänzend, Mädchen streuten Blumen, — man weiß, was für hübsche Gestalten es in dieser Stadt giebt, und wird es daher begreifen, wenn der Enthusiasmus für die holden Blumenspenderinnen bei uns ziemlich allgemein war. Die Bürgeroffiziere luden mehrere von uns zu Tisch, der Kommandant Gasser machte den Wirt. Er war einer von den mutigsten Kämpfern von 1809; noch glühten seine Augen vom Feuer der Jugend, wenn auch schneeweißes Haar seine Stirn umzog. Auch andere Veteranen fanden sich ein, es war ein schönes Fest, Stunde um Stunde verfloß in Gesprächen über die glorreiche Vergangenheit, über eine nahe Zukunft, welche bewähren sollte, ob die jungen Tiroler würdig seien, den Stutzen ihrer Väter zu handhaben. Da

öffnete sich auf einmal die Thüre. Zwölf junge Männer, durchaus in dunkelgrünen Röcken und mit soldatischer Haltung, traten rasch ein; ihr Führer fragte nach mir. Ich stand auf und ging ihnen entgegen. Er berichtete, daß diese die Tiroler Studenten aus Salzburg seien, auch sie wären herbeigeeilt, mit uns das Vaterland zu verteidigen.

Sie wurden mit größtem Jubel begrüßt; wir freuten uns der neuen Waffenbrüder, und durften uns ihrer freuen, denn es waren tüchtige Jünglinge.

Tags darauf kam Erzherzog Johann. Ich stellte mich ihm vor, er befahl, die Kompagnie bis drei Uhr aufzustellen. Es geschah. Als er die Reihen gemustert und den alten Haspinger, den treuen Kampfgenossen aus alter Zeit besonders begrüßt hatte, trat er vor die Front. Hochauf ragte in der Mitte die schwarz-rot-goldene Fahne; ich wies mit dem Finger darauf hin und sagte zu ihm: „Wer hätte geahnt, daß je Tiroler Schützen unter diesen Farben ins Feld ziehen?“ Er sah mich eine Weile ernst an, dann erwiderte er: „Geahnt? — O wir älteren waren davon überzeugt, daß dieser Tag noch einmal anbrechen werde, er ist gekommen, ja! — folgt dieser Fahne immer und überall, sie möge euch im Kampfe voran leuchten, verlaßt sie nie!“ —

Nie, nie! antwortete es aus den Reihen, und die Gewehre klirrten. —

„Da sollten wir denn aber doch nach Tirolerbrauch eine Flasche Roten mit einander trinken,“ rief plötzlich nach entstandener Pause ein Student, — „wer weiß, ob wir uns je wieder so gesund und froh wiedersehen!“

Der Erzherzog lächelte über diesen kecken Einfall und befahl dem Bedienten, Wein zu bringen. Nachdem die Gläser angefüllt waren, ergriff er eines davon und stieß mit mir freundlich an. Dann leerte er es zur Hälfte, reichte es mir hin und nahm dafür das meinige. Ich brachte des Kaisers und sein Wohl aus, ein lautes Vivat erschallte, wie es wohl kaum je begeisterter aus dem Herzen gekommen sein mag. Darauf defilierte die ganze Schar an ihm vorbei.

Am nächsten Tage rückte die erste Innsbrucker Studenten-Kompagnie unter dem Hauptmann Aigner zu Botzen ein. Diese jungen Leute waren gut bewaffnet und durchaus gleich bekleidet: sie führten die Fahne, welche die edeln Innsbrucker Frauen uns bestimmt hatten, ehe sie noch wußten, daß wir von Wien eine mitbrachten. Ein Umstand empfahl die Neuangekommenen ganz besonders: die Bescheidenheit des Betragens und die musterhafte Disziplin. Da war nichts von jener Zügellosigkeit unreifer Bursche zu sehen, die mit zehn Wörtlein Latein im Kopf voll thörichter Selbstüberschätzung sich berufen glauben, alles zu richten, zu bessern und zu verurteilen. Darum fand diese Kompagnie überall verdientes Lob.

In Botzen erhielten wir wieder Nachrichten vom Kriegsschauplatze; das Militär hatte den Feind beinahe ganz aus den Grenzen hinausgeworfen, nur einen kleinen Raum bei Lodron hielt er noch besetzt. Gefechte fanden statt bei alle Sarche und Riva, am 27. April auch hinter ponte Darzo, wo sich Murrmann an der Spitze der Botzner Freiwilligen bei Verfolgung des Feindes auszeichnete. Die welschen Einwohner des

Nonsthales befahl Welden zu entwaffnen, weil sie feig genug waren, sich von einer Raubhorde italienischer Freischärler meistern zu lassen. Das war ganz recht. Überhaupt muß man der Entschiedenheit Weldens alle Ehre wiederfahren lassen, wenn man auch begreift, daß dieselbe vielen sehr unangenehm war.

Wir befürchteten unter diesen Verhältnissen keinen Feind mehr zu finden. Man hatte uns überall so großartig empfangen, als kehrten wir bereits mit dem Siege heim, wir mußten wohl wünschen, diesen Triumphen durch eine That zu entsprechen. Überhaupt verlangte uns darnach, den Welschen aufs Genick zu kommen, und die Erzählungen von Leuten der Murrmannschen Kompagnie, die eben nach Hause reisten, steigerten diese Sehnsucht. Diese machten uns zugleich aufmerksam, irgend ein Abzeichen zu tragen, wodurch wir uns von den oft gleich gekleideten welschen Freischärlern unterschieden. Die Botzner Damen gaben uns breite weißgrüne Bänder, die wir quer um die Hüte schlangen, was sehr gut zu den schwarzen Federn und zur deutschen Kokarde paßte.

Vor unserem Abzug nach Riva am 30. April wurde uns auch noch der Aufruf des Fünfzigerausschusses zu Frankfurt mitgeteilt.

„Tiroler Brüder!

Ihr steht wieder gewappnet auf Deutschlands herrlicher Felsenburg. Haus und Hof habt Ihr für Euere, für Deutschlands Freiheit verlassen. Ihr schirmt mit dem alten Heldenmut unsere Südgrenze. Hofers Geist schwebt über Euch, kämpft mit Euch. Nehmt

unsere freudige dankbare Anerkennung Euerer Hingebung zum Heile des gemeinsamen deutschen Vaterlandes. Deutschland ist eins! Die alten Scheidewände, welche die deutschen Stämme trennten, sind zusammengestürzt unter der Siegeskraft des erwachten Nationalgeistes! Sendet sichere Boten über Euere Lage den Feinden gegenüber. Deutschland ist bereit, Euch beizustehen mit Gut und Blut, sobald Euere erprobte Kraft nicht ausreicht, sobald Ihr unserer Hilfe bedürft. Wir kennen unsere Pflicht. Keine Spanne der heiligen deutschen Erde darf aufgegeben werden! Hört es, wackere Brüder, auf den Hochwarten Tirols, hört es, ihr Feinde Tirols: die Deutschen stehen für ihre Freiheit und Unabhängigkeit, Einer für Alle, und Alle für Einen.

Frankfurt a. M., den 26. April 1848."

Die Trientiner zeigten bei unserer Ankunft sehr finstere Gesichter, was uns herzlich ergötzte. Wir hielten dennoch einen Rasttag. Kaum, daß ich mir Zeit nahm, im Dome die berühmte Madonna von Perugino zu besehen; und sonst war mir doch die Kunst ein Hauptaugenmerk des Lebens, ja die einzige Blüte desselben, die ihm Wert zu leihen schien. So werden Stimmung und Gefühl meistens durch Verhältnisse, die keineswegs in uns liegen, oft nach einer vorher kaum geahnten Richtung hingelenkt. Zu Roveredo trafen wir am 4. Mai ein; man wollte uns auf schmutzigem Stroh im gedrängtesten Raum bei den Kapuzinern einquartieren, was wir uns wohl in Feindesland, und wo man es sonst nicht besser haben kann, hätten gefallen lassen,

keineswegs aber in einer kaiserlichen Stadt. Die Mönche hatten keine Schuld, ihre Dienstfertigkeit wird uns stets in Erinnerung bleiben. Es gäbe gewiß ein hübsches Genrebildchen; wie uns die guten Väter Kost und Wein reichten, alles im lustigen Durcheinander; hier der bärtige Koch mit der Schürze am ungeheuren Kessel, dort ein Schütze, der mit dem vollen Topf davon laufen will und dabei über seinen Schleppsäbel stolpernd hinausfällt; dazwischen Herrlein im schwarzen Frack und Glacéhandschuhen, die aus der Stadt kamen, sich die laute Wirtschaft in den sonst stillen Klosterräumen anzuschauen, und nun in den zierlichsten Menuettsprüngen auf und ab hüpften, aus Furcht, daß vom Inhalt der Schüsseln die feinen Kleider befleckt würden.

Vor unserm Abmarsch nach Riva lud uns Haspinger zur Generalabsolution in die Kapuzinerkirche. Nach der Frühmesse trat er von den Stufen des Altars vor unsere Reihen und hielt eine Anrede, deren volle Bedeutung darin liegt, daß sie manche Bezüge auf die gerade damals eintretende Osterzeit enthält, in welcher das Bild des Heilands mit der Siegesfahne überall ausgesteckt wird:

„Meine Freunde!

Sie gehen jetzt dem Feinde entgegen, und Gott allein weiß, ob wir uns bei der Rückkehr wieder so vereinigt finden, wie wir jetzt vor diesem Altare versammelt sind. Sie ziehen als Krieger aus für das Vaterland, das ist ein heiliger, geweihter Beruf. Darum möchte ich ihnen das Beispiel eines Kriegers vor die Seele stellen, des herrlichsten, erhabensten

Kriegers! Es ist Christus, unser Herr. Er hat mit dem gewaltigsten Widersacher für uns gekämpft, er hat als Sieger des Grabes Pforten gesprengt, und hoch in den Händen trägt er als Zeichen dieses Sieges die leuchtende Osterfahne. O, seien Sie, wie er, unerschütterlich im Streit, und dennoch milde gegen den Feind. Wenn Ihnen durch das Los des Krieges Gefangene in die Hände fallen, so seien Sie gütig mit ihnen, denn auch diese sind Menschen nach Gottes Ebenbild. So wie aber der Heiland stets mit dem Vater eins war, und den Willen des Vaters für den seinigen erkannte, so sollen auch Sie sich in dieser Stunde aussöhnen mit Gott; wer eine Bürde hat, werfe sie hier ab, damit er ruhig in den Kampf gehe, damit er, wenn er fällt, die Palme des Märtyrers finde. So spreche ich Sie denn kraft meines priesterlichen Amtes und Ihrer Reue frei von allen Sünden, der Herr vergebe Ihnen, der Herr sei mit uns allen, Amen!"

Es lag in diesen einfachen Worten etwas Erhebendes, das wohl auch ein ungläubiges Gemüt gerührt hätte; sie klangen wie die Rede eines jener Priester, der Kreuzfahrern die Waffen zum Heldenzug ins gelobte Land weihte. Es war leicht zu entnehmen, daß Feuer einst die Brust Haspingers erfüllt haben müsse, da noch aus der Asche des Alters die Funken so mächtig emporschlugen. Man konnte die Wirkung nicht verkennen, — beim Aufbruch war alles ernster als gewöhnlich.

Wir erreichten nach Sonnenuntergang Nago. Links von der Straße stehen zackige Burgtrümmer auf einer Höhe, an welcher der Weg sich hinunter biegt.

Einige Schritte vorwärts dehnte sich der Garda vor unsern Blicken fernhin zu den in Duft verschwimmenden Gestaden der Lombardie.

Wie ruhig lag die Wasserfläche, auf der die rötlichen Abendwolken und glänzende Bergspitzen sich spiegelten. Die frische Seeluft wehte durch die Fahne. Alle schwiegen voll Bewunderung des Bildes vor uns, als ob es ein Atemzug weghauchen könnte. Plötzlich aber, als würden die Zungen von unsichtbarer Hand gelöst, klang wie aus einem Munde kräftig und voll der Jünglingschor: „Was ist des Deutschen Vaterland!" Das Lied war verhallt, Stern um Stern strahlte im luftblauen Himmel empor; mit raschem Schritte gingen wir nun vorwärts nach Riva. Das Haus, wo wir einquartiert wurden, lag ganz vorne am See; der Garten, welcher es umgab, war fast in das Wasser hineingebaut, und mußte durch Dämme geschützt werden. An der höchsten Stelle der Mauer steckten wir die Fahne auf, den Welschen zum Trotz, uns zur Freude.

Es war spät Nacht; ich ging ins Freie. Ringsum alles still, nur der gleichmäßige Schritt der Wache hallte vom Gebäude her. Hier und da rauschte silberglänzend eine Welle heran und spritzte am Gestade in Schaum auf. Fern über dem Rücken des Monte Baldo kräuselten sich Nebelstreifen, wie Schatten der alten Sage. An diesem Ufer dichtete Catullus unter Lorbeerbäumen seine anmutigen Lieder in heiterer Ruhe, hier waltete Dietrich von Bern mit seiner Heldenschar, und erlegte den Drachen; an diesen See floh die schöne Braut des Sachsenkaisers Otto. Rechts oben im Gebirg stand ein alter Turm, von dem aus der Markus-

löwe die Gegend beherrschte. So zog die Geschichte vergangener Tage an meiner Seele vorüber, wie ein Strom immer breiter werdend, der sich dann in ein unendliches Meer ergießt; aus der Dämmerung tauchen Geisterschatten auf und schweben leise darüber hin. Wie oft hatte ich in meiner Jugend geträumt von den Ritterzügen der Hohenstaufen und des alten Max, wie sie das deutsche Banner hinabtrugen nach Süden; die Burgen, von deren Zinnen es einst vielleicht flatterte, liegen ringsum in Schutt; Jahrhunderte sind vergangen, und dieselbe Fahne ragt wieder stolz an meiner Seite durch die Nacht am Gardasee. So wird das Alte jung, und was jung schien, verblaßt wesenlos.

Bei Sonnenaufgang ruderten die Barken heran, die uns nach Ponale bringen sollten; einzelne Wolken, die rasch am Himmel hinglitten, deuteten nach Aussage der Fergen auf eine unruhige Fahrt. Um 10 Uhr ging die Einschiffung vor sich, Kahn um Kahn stieß vom Ufer, noch war eine große Barke mit hohem Maste übrig; Haspinger und ich und die Offiziere bestiegen dieselbe. Als wir den Hafen verließen, fingen die Wellen bereits an, sich leise zu kräuseln, Wolken, die zerstreut am Himmel hingen, dehnten sich länger und länger wie wallende Schleier. Wir fuhren am Ufer hin. Dieses ist hier durchaus unwirtlich. Hohe Felsen stürzen steil ab in die Flut, grau und nackt, nur wo der Wellengischt emporspritzt, hängt aus den Spalten duftiger Quendel nieder, oder zartblätteriges Fingerkraut mit weißer Blüte, auf vereinzeltem Rasen erheben sich auch die Stengel des Diptam mit den rötlichen Kelchen und dem Harzgeruch. Der Fuß von den

Klippen war unterwühlt; in der Dämmerung dieser Höhlen brach sich das Licht mit schönem, blaugrünlichem Widerschein. Der Wind wurde heftiger, Wellen klatschten am Kiel empor; Zuruf drang ermunternd von Schiff zu Schiff. So erreichten wir einen Felsen, der mit scharfer Kante über die Flut herein hing und deswegen die Gewalt des Windes von uns abgelenkt hatte. Den Kähnen gelang es, vorbei zu kommen, der Mast meiner Barke schlug an, daß die Planken zitterten, alle Bemühungen der Ruderer, vorwärts zu kommen, waren umsonst, wir wurden nach Riva zurückgeworfen. In solcher Art von der Haupttruppe abgeschnitten zu sein, war höchst mißlich; ich befahl daher, ein wenig zu warten, ob sich der Wind ändere. Er nahm nur immer mehr zu. Zeit war keine mehr zu versäumen; ich ließ daher eine kleinere Barke mit niederem Mast besteigen, weil diese mehr Sicherheit zu gewähren schien. Wir hatten kaum den Damm hinter uns, so wurde auch das Schiff von den Wogen geschleudert wie eine Nußschale. Am Ufer hin, so weit es gangbar war, liefen Strandvögel gleich Zuschauern mit lautem Geschrei. Bedenklicher wurde die Sache, als wir die Bergwände erreichten. Die Wellen schlugen hier und da über Bord, unser Trommler, welcher sich unter ein Brett verkrochen hatte, um hier die Gefahr zu verschlafen, wurde durch einen Wasserguß gar unsanft aufgeweckt. Das Schiff schwankte von einer Seite zur andern, war eine Welle geborsten, so wälzte sich schon wieder eine andere mit schaumbedecktem Kamme nach. Bewundernswert war die Kraft und Ausdauer der Ruderer. Braune, halbnackte Kerle, mager, die Sehnen aber wie aus Draht

geflochten, standen sie auf Vorder- und Hinterteil der Barke und stießen mit langen Stangen das Schiff von der Klippe ab, wenn es wieder zu scheitern drohte. Sie nahmen sich mit den flatternden Haaren wie Tritonen aus, denen das Wasser als heimisches Element angehört. Haspinger meinte einmal: „Lieber als ertrinken, ließ ich mich doch erschießen." Nach langer Anstrengung erreichten wir endlich Ponale; dieser Paß ist senkrecht in den steilen Felsenabhang eingeschnitten, die Seitenwände sind nicht zu ersteigen, am Eingang vom See her stand ein kleines Haus, derzeit von Soldaten besetzt. Davor lag eine große Barke, der Bord mit einem starken Bretterverschlag zum Schutz der Haubitze. Rückwärts wand sich ein beschwerlicher Pfad ins Ledrothal empor. Für den alten Haspinger mieteten wir einen Maulesel; so ritt er im Schutz der Nachtruppe, einen Degen mit Goldgriff an der Seite, eine lange Pistole im Gürtel. Zu Tiarno nahmen wir Nachtquartier. Mehrere Bauern kamen, da wir es ihnen nicht verwehrten, in die Kaserne. Ich ließ mich mit ihnen in ein Gespräch ein, ihre Stimmung zu erforschen; diese war eine durchweg günstige. Die armen Leute hatten große Angst vor dem Einbruche der welschen Freischärler, weil diese sogar die Croaten an Fingerfertigkeit übertreffen; in der That, sie erwiesen sich überall als cari fratelli Lombardi. Sie baten mich, vom Kaiser zu erzählen. Nachdem ich ihren Wunsch erfüllt hatte, nahm ich eine Schale voll Wein und brachte sein Wohl aus. Evviva Ferdinando il buono! riefen sie mit lautem Jubel.

Wir brachen in aller Frühe auf, um Storo bald zu

erreichen, denn man hatte einen Angriff in Aussicht. Der Weg führt durch das sehr hoch gelegene val Ampola. Die Gegend hatte ein ganz nordisches Aussehen, schwarze Tannen vereinzelt an den Bergeshängen; ins Thal selbst war kaum noch der Frühling gekommen. Allmählich verengten sich die schroffen Felsen zu einem Passe; an der Seite des Weges, der im Zickzack niederstieg, sprang ein wilder Bergbach von Stein zu Stein. Bei einer Mühle, die gleichsam den Schlüssel des Defilés bildet, erblickt man zuerst das Chiese-Thal, wir stiegen eilig nieder, und trafen noch Vormittag im Orte unserer Bestimmung ein. Es war der siebente Mai.

Storo liegt am linken Ufer des Flusses derart an das Gebirg gelehnt, daß es den Ausgang des Ampola-Thales vor sich beherrscht. Der Ort hat eine bedeutende Häuserzahl, welche nach welscher Sitte mit großem Aufwand von Steinen errichtet, später aber vernachlässigt, teilweise in Trümmer fallen. Der Epheu klettert zu den Gesimsen empor, über den morschen Bogen grünt der wilde Feigenstock, hier und da fliegen durch die Fenster Bienen aus und ein. Die Aussicht ist sehr beschränkt, vorn durch eine Bergecke, nach hinten erblickt man die Schneehörner der Judicarien. Auf der andern Seite der Chiese, doch mehr vorgeschoben, befindet sich Darzo; Weingärten ziehen sich von beiden Dörfern bis an das Ufer des Flusses, über den eine Steinbrücke führt. Man kann ihn fast überall durchwaten. Die Berge, die das kaum eine halbe Stunde breite Thal einengen, sind beinahe bis an den Scheitel mit Kastanien bewachsen, die strauchartig verkrüppelt

überall den freien Durchgang hemmen. Am nächsten Morgen ging ich mit dem Hauptmann Zerboni auf den äußersten Vorposten, dieser stand links vor Storo auf einem Vorsprung, von dem aus man alles übersehen kann. Thalabwärts fließt die Chiese durch sumpfige Auen.

Auf dem Mittelgebirge unserer Seite liegt eine Burgruine, kaum zu unterscheiden vom grauen Schrofen; rechts gegenüber am Eingange des Bagolinothales erhebt sich aus grünen Stauden das gebrochene Stammschloß der Grafen von Lodron; darunter das gleichnamige Dorf mit einem Palaste; jenseits eines Baches, der aus der Schlucht hervorbricht, Caffaro. Die Mitte des Thales verbindet der Idrosee mit dem Hintergrunde, aus den klaren Wellen steigen Berge, deren einer die Festung Rocca d'Anfo trägt, welche die Straße nach Brescia sperrt.

Wenn man die Landschaft in ihrer Schönheit überschaut, begreift man gar wohl, warum die deutschen Kaiser von wunderbarer Sehnsucht bezwungen, mit ihren stahlgerüsteten Kriegern von den Alpen niederstiegen, das herrliche Italien zu gewinnen! Zwei Büchsenschuß vor uns standen die welschen Vedetten. Wir hatten Storo inne, Ponte Darzo und Darzo war von Feldjägern besetzt. Nachmittags schienen die Welschen einen Angriff zu beabsichtigen, sie schrieen, daß man sie auf eine Stunde weit hören konnte. Wir stellten uns auf einem Platz vor Storo auf, von wo aus wir nach allen Richtungen hineilen konnten. Eine starke Patrouille zog am Damm der Chiese vorwärts und kam den Feinden beiläufig auf 600 Schritt nahe.

Sie schossen ohne zu treffen. Außer den Kugeln beehrten sie uns auch tags darauf mit einer Proklamation:

„Tapfere Deutschtiroler!

Seid uns gegrüßt, Ihr tapfern, edelmütigen Tiroler! Ein durch Selbstkraft freigewordenes Volk bietet Euch freundlich die Bruderhand; der Freiheit schlägt unser Herz wie das Eurige, frei sein, dahin geht unser höchstes Streben.

Eine von Tag zu Tag drückendere Tyrannei lastet auf unserem Lande, und alle gegen Willkür schützenden Gewährleistungen wurden uns allmählich von der Wiener Gewaltherrschaft entrissen. So lange noch ein Sternchen von Hoffnung flimmerte, auf friedlichem Wege unsere tiefbedrängte Lage zu lindern, trugen wir der Regierung unaufhörlich unser Weh in Vorstellungen und Bitten vor; wie beantwortete aber die Regierung unser Flehen? Niedermetzeln ließ sie auf den Gassen wehrlose, friedliche Bürger, und auf abermaliges Bitten erfolgte das Standrecht; damit war Gut und Blut der Soldaten-Willkür preisgegeben.

In diesem verzweifelten Zustande griffen wir zu den Waffen; die Sturmglocke erscholl durch das ganze Land, und mit Gottes Hilfe erkämpften wir wieder die uns geraubten Rechte.

Besiegt und in die Flucht geschlagen wurde das feindliche Heer, denn schwer lastete auf ihm der Fluch des Allmächtigen. Hierin leuchteten uns die tapfern Tiroler mit ihrem ruhmvollen Beispiele vor. Gelehrt habt Ihr uns im Jahre 1809 der Schmach fremder Herrschaft los zu werden. Tirols Berge und Thäler

erinnern noch immer an Hofers Heldenthaten und an seine wackern Mitkämpfer. Das Kreuz, welches damals Euere bewaffneten Scharen führten, ist nun unsere Fahne. Der heldenmütige Joachim Haspinger leitete Euch zum Siege, und seine Genossen, die Kapuziner, begeistern unsern Mut zum heiligen Kampf für Gott und Vaterland! — Ach! edle Tiroler, entrüsten würdet Ihr Euch ob den Gotteslästerungen und Greueln, die das österreichische Heer in unserem Lande verübte; ja empören würdet Ihr Euch gegen eine Regierung, die solche Schandthaten brandmarken, entweiht wurden die Kirchen und in Kasernen verwandelt, die Priester beim Altare ermordet, Greise, Weiber und Kinder der tobenden Wut überantwortet.

Nein, Ihr könnt nicht, Ihr edlen Tiroler, an einem solchen Kriege teilnehmen, Ihr könnt Euch nicht an diesem maßlosen Verbrechen beteiligen. Gott verbietet es Euch.

Nicht einmal Euer eigenes Wohl würde es Euch erlauben. Denn wenn Österreich wieder Italien besiegen sollte (Gott behüte uns davor!) so würde es alsobald gegen Euch selbst seine erhöhte Kraft richten. Versprechen zwar wird Euch Österreich allerlei. Nie aber wird es Euch Wort halten. Erinnert Euch an 1809! Wo sind die Euch damals so heilig versprochenen Vorrechte?

Ihr habt für Österreich Euer Blut vergossen, und wie hat es Euch Österreich vergolten? Statt der Privilegien schickte es Euch eine zahllose Schar von Beamteten, die Euer schönes und freies Land unterdrückten und Eueren Ständen alle Rechte benahmen. Beteiligt

Euch also nicht an dem ungerechten Kriege, denn hereinbrechen über Euch würde die Rache des Allgerechten. Hintergehen will man Euch mit dem Vorgeben, als wollten wir mit Waffengewalt die Euch von Gott beschiedene Heimat angreifen und bezwingen: das ist Lüge, Verrat! — Nein! nie werden wir die Grenzen Welschlands überschreiten! Wir wollen unsere Freiheit, aber zugleich die Freiheit aller Länder, und vor allem die Freiheit Tirols.

Trient ist welsch und soll welsch sein. Botzen ist deutsch und wird immer deutsch bleiben; denn unser Wahlspruch ist: „Selbständigkeit und Brüderschaft der Völker."

Es lebe Deutschland! es leben die tapfern Tiroler, ja sie leben hoch!

Mailand, 17. April 1848."

Diese Proklamation enthält gewiß viel Treffendes, obwohl die Farben zu grell aufgetragen sind. Wir verargten es den Italienern keineswegs, daß sie sich gegen eine Regierung auflehnten, die zwar das materielle Wohl der Völker zu fördern schien, aber jeden ideellen Aufschwung brutal niederhielt, uneingedenk jenes Spruches, daß der Mensch nicht bloß vom Brote lebe. Hätte es sich nur darum gehandelt, so würden wir eher für als gegen Welschland Waffen getragen haben. So aber mußten wir das Schwert ergreifen, um die heimatlichen Grenzen zu verteidigen, obwohl wir es sehr bedauerten, daß diesmal die Sache Deutschlands mit der einer sinkenden Zwingherrschaft zusammenfiel. Denn wir erkannten gar wohl, welche unberechenbare Wichtigkeit Venedig für unser Vater-

land hat, und mußten darum eine für uns möglichst vorteilhafte Ausgleichung wünschen. Auch jene Stelle ist nur zu wahr, wo auf die Vergangenheit Tirols und den Dank Österreichs angespielt wird. Ein Kaiserwort gewährleistete uns im blutigen Jahre 1809 die alte Verfassung, als es zur Erfüllung kam, blieb dieses Wort im Tintenfaß der Schreiber stecken. — Die patriarchalische Regierungsweise geht, Gott sei Dank! auch in Tirol mehr und mehr zu Ende; trete dafür eine fest entschiedene Männlichkeit an die Stelle, die es nicht nötig hat, daß ihr die ekelhaften Mäuler geifernder Bureaukraten die gediegene Kost politischen Lebens vorkäuen!

Das Leben zu Storo war ziemlich langweilig, die schlecht gesinnten Einwohner suchten es uns auch nicht zu versüßen; unter den Weibern fände man wahre Prachtstücke von Eumeniden, wie Äschylos in Athen schwerlich bessere antraf.

Es wurde daher aus Mangel besserer Unterhaltung viel Wein zu ungeheuren Ladungen Polenta und Schöpfenbraten vertilgt. Besonders abscheulich war der Kaffee. Ich glaube, wenn man dem verlorenen Sohne zwischen diesem und den Schweinetrebern die Wahl gelassen hätte, er würde ohne Bedenken letztere vorgezogen haben! Meine Kompagnie versah den anstrengenden Vorpostendienst gemeinsam mit den Kaiserjägern. Das sind Soldaten! Das Gesicht von der Sonne gebräunt, die Farbe an den zerlumpten Röcken kaum mehr kennbar, oft ohne Hemd, so stehen sie im Feld, wild und kühn, stets gleichen Mutes, was der Tag auch bringe. Der Welsche nennt sie „die grauen

Teufel" und bebt, wenn er nur von Ferne einen sieht. Ich möchte sie mit Alpengeiern vergleichen, die mit scharfen Augen von den Felsen herablauern, und sich dann, nie fehlend, auf die Beute stürzen. Bei solchen Kriegern möchte einem das Herz im Leibe lachen vor Freude, es sind Tiroler!!

Auch mit Offizieren verschiedener Waffengattungen traf ich oft zusammen, meistens gebildete, wackere Männer. Wie natürlich, wurden auch die Wiener Ereignisse besprochen. Die Meisten äußerten sich dawider, viele mit schneidender Bitterkeit, nur ein junger Leutnant suchte das Geschehene mit Geschick zu rechtfertigen. Von nun an gilt der Soldat nichts mehr! Das war eine häufig ausgesprochene Befürchtung, welche durch die Geringschätzung, mit der unberufene Stimmführer hier und da gegen das Militär auftraten, nur stets aufs neue geweckt und bestärkt wurde. Die Interessen des Bürgers und Soldaten sind bei uns noch nicht in eins aufgegangen, oder um es besser auszudrücken: noch giebt es keine Idee, für welche Soldat und Bürger zugleich einstünden. Jene Voraussetzungen, unter denen die französischen Armeen in den neunziger Jahren für die Republik kämpften, waren ganz andere als die, welche unsere Verhältnisse in Krieg und Frieden bedingten. Man sucht überall nur auf der Oberfläche zu vermitteln, weil man nicht wagt, den tiefinnern Zwiespalt in aller Strenge aufzufassen: den Verbrüderungsräuschen dürfte wohl gar bald ein gräulicher Katzenjammer folgen. Ich muß gestehen, daß mich nach und nach die endlose Prahlerei mit den Märztagen, obwohl

das Erlangte meinen sehnsüchtigsten Wünschen entspricht, anekelte; wo der Widerstand so mutlos und klein war, ist auch der Sieg nicht so heldenmäßig und groß, wenn er auch die herrlichsten Folgen nach sich zieht. Was soll man aber von Leuten sagen, die sich berechtigt glauben, unsere Armee über die Achsel anzusehen? Der Soldat fühlt sich beleidigt und er darf es, denn es ist etwas ganz anderes, im Kugelregen zu fechten, als das deutsche Lied singend auf einer Barrikade sitzend zu drohen, gegen die voraussichtlich niemand Sturm laufen wird. An dieser Seite hat das Staatsschiff einen weiten Leck, den die Hohlheit unserer bramarbasierenden Rhetoren zwar mit Phrasen zu überkleistern, keineswegs aber mit festen Bohlen zu schließen vermag.

Erfreulicher wurde der Aufenthalt in Storo durch die Ankunft von Schützenkompagnieen, welche von Condino aus die über Darzo liegenden Höhen zu bewachen hatten. Besonders ausgezeichnet waren die Wiltauer unter Mörl. Einer: der junge Attlmayr trug eine Bergkanone auf dem Rücken, mit der er auf die Entfernung von tausend Schritten vierlötige Bleikugeln mit seltener Sicherheit abschoß. Das Gewühl der verschiedenen Gestalten, die sich auf dem Platze vor der Brücke einfanden, bot einen sehr eigentümlichen Anblick. Die kräftigen Schützen von Lodron, Studenten mit der oft sehr ritterlichen Tracht, Soldaten in ihren Monturen; — alle in den freiesten Stellungen, hier und da ein zerlumpter Welscher, der aus den Schläuchen, die er auf dem buntverzierten Maultier herbeiführte, den Wein in die irdenen Becher abzapfte;

man konnte ohne große Anstrengung der Phantasie gar leicht an Wallensteins Lager denken. Auch Haspinger fand sich bisweilen ein. Wenn er so behaglich in der Frühsonne am Steingeländer lehnte, kam wohl bisweilen ein Schütz herbei und fragte leise: „ob das der alte Rebeller vom Jahre 1809 sei, von dem ihm der Vater erzählt habe?“ — Wenn es bejaht wurde, betrachtete er voll Ehrfurcht den hochbetagten Priester; er war zur Ruine, sein Name zum Märchen geworden, man staunte und horchte bei dessen Nennung, der Geist aber, in dessen Kraft er einst so gewaltig wirkte, gehörte der Vergangenheit.

Bei den Wiltauern war auch Fritz Schwarzenberg, der Lanzknecht. Er war in einfacher Schützentracht mitgezogen, ohne irgend eine Charge oder besonderen Einfluß zu verlangen. Ein geistvoller Mann, wußte er sein Gespräch durch manche feine Beobachtung, durch Erzählung manchen Abenteuers anziehend zu machen. Deßungeachtet wurde er von sehr vielen meiner Kompagnie scheel angesehen; es war keine Ursache dazu, vielmehr verdiente er unsern Dank für die Freigebigkeit, mit der er in Wien zu unserer Ausrüstung beitrug. Einige alberne Bürschlein konnten es ihm gar nicht verzeihen, daß er Fürst war und nicht mit der Revolution kokettierte. Den Standpunkt eines andern mild zu beurteilen, muß man einen hohen Standpunkt einnehmen, diesen gewinnt man aber nur als Ergebnis geistiger Erlebnisse; der größte Mensch durfte sagen: „Richtet nicht, so werdet ihr auch nicht gerichtet werden.“ Ich selbst traf öfters mit ihm zusammen. Er sprach mir unverhohlen sein Leid über die Märztage

aus. Die Beziehungen, unter denen er sich bisher wohl befunden, waren zerrissen, ihm Hochverehrtes in den Staub getreten, oder im Begriffe es zu werden, wie konnte man von ihm verlangen, daß er dem gewaltthätigen Umschwunge der Dinge Beifall zujauchzte? Zudem hatte er bereits jenes Alter erreicht, wo die Elastizität verloren geht, mit der man neue Ideen aufnimmt. Man kann wohl einem Marmorblocke diese oder jene Gestalt geben; ist aber einmal die Statue fertig, so kann man sie leichter zertrümmern als umändern. Wer jenes thut, den schilt man Vandalen, für den aber, welcher das Recht der Individualität nicht achtet, weil sie nicht seine Richtung geht, hat die Sprache noch kein Wort, und doch ist er unendlich barbarischer. Überdieß war seine materielle Existenz bedroht, teure Verwandte hatten bereits das Schwerste erduldet; verzeiht man es dem einfachsten Bürger, daß er sich über so bittere Zufälle beklagt, warum verübelt man es ihm, wenn er auf jene Ereignisse, die alles das herbeiführten, mit Verdruß zurückblickt? Es handelt sich hier nicht um die albernen Anmaßungen eines rossetummelnden Kavalierchens, mag der Teufel meinetwegen alle Adelsbriefe und die ganze heraldische doppelschwänzige, doppelköpfige Menagerie holen, was liegt daran? aber der Schmerz des Menschen bleibt doch heilig, um so mehr, wenn es sich um keine bloße Don Quiroterei handelt.

Die Wiltauer Schützen machten ihre Gegenwart bald bemerkbar. Alle Nacht brannten in langer Reihe hoch ins Gebirg hinauf die Wachfeuer der Welschen, uns zum bitteren Verdrusse, da wir von der rechten

Seite her eine Überflügelung zu fürchten hatten. Wir selbst konnten unsere Stellung nicht aufgeben. Schon am nächsten Morgen, nach Ankunft der Mörlschen Kompagnie, hörte man von den Waldsäumen, wo vorher die Flammen ins Thal geleuchtet hatten, Stutzenschüsse krachen, nachts darauf war der Feuerstreif kürzer. An dieser Hetze wollten auch meine Leute teilnehmen; es schlossen sich daher am 12. Mai ungefähr 30 den Wiltauern an. Ich ging in der Frühe nach Darzo, um dort Nachrichten einzuziehen, weil man auf diesem vorgeschobenen Posten die Gegend leichter beobachten kann Man sagte mir, eine starke feindliche Patrouille sei über Ponte tedesco an das linke Ufer gezogen; es wäre sehr gut, wenn es gelänge, sie zu werfen, ehe sie noch ihre etwaigen Absichten erreicht hätte. Nach Storo zurückgekehrt, vernahm ich, daß Hauptmann Engel bereits mit 30 Kaiserjägern vorgerückt sei, und mich ersuchen lasse, nachzufolgen. Ich erreichte ihn mit 50 Schützen außerhalb unserer Vorpostenkette beiläufig um 10 Uhr. Am Winkel einer Flußbiegung sahen wir jenseits einige Welsche aus dem Gebüsche laufen. Ohne Aufenthalt zogen wir vorwärts bis Ponte tedesco.

Das Ufer des Chiese ist buschig und links von den nahen kahlen Abhängen beherrscht. Die Brücke war bis auf einen Balken durchhauen, rechts mit Gestrüpp verrammelt. Es zeigte sich nichts Verdächtiges, obwohl die Erlenau gegenüber und mehr rückwärts ein halbverfallener Stadel sicheres Versteck gewährt hätten. Hauptmann Engel stellte drei Kaiserjäger an den Ausgang der Brücke, ich gesellte ihnen 6 Stu-

denten bei. Vier andere, die aus Kampflust nacheilten, ohne uns einzuholen, vereinigten sich mit ihnen. Mit dem Hauptkorps wollten wir das nahe Boitone untersuchen und dann einen Vorsprung am See gewinnen, um von dort die Gegend besser zu überschauen. Hier überblickten wir die ruhige Wasserfläche bis fernehin zu den blauen Bergen der Lombardei, es war ein italienischer Morgen! Ich verstand nun, warum den deutschen Kaisern die wundersame Sehnsucht nach dem schönen Welschland das Herz bewegte, daß sie mit ihren stahlgerüsteten Scharen durch die Alpen zogen, um es zu gewinnen. Kaum hatten Engel und ich diese Felsenhöhe erstiegen, so krachte zu Caffaro ein Signalschuß, und wir sahen zugleich, daß bedeutende feindliche Truppenmassen in unsere Flanke rückten, um uns den Rückzug nach Storo abzuschneiden. Ich befahl sogleich den letzten zwei Rotten, als Verstärkung an die Brücke zu eilen. Es geschah. Kaum hatten mein Begleiter und ich die Thalsohle erreicht, als wir schon von der Brücke her Stutzenschüsse und den Knall welscher Gewehre hörten, dazwischen im regelmäßigen Takt den Donner zweier Kanonen, welche der Feind aufgeführt hatte. Hauptmann Engel mit den Soldaten, Leutnant Profanter und die Mehrzahl der Schützen retteten sich über die Höhen nach Storo; ich erreichte mit etwa Zwanzigen das offene Feld von Ponte tedesco, uns dort der kleinen Schar der Studenten zu gesellen. Die Welschen, die sich vom Gebüsch gedeckt ruhig aufstellen konnten, eröffneten ein furchtbares Kartätschen- und Kleingewehrfeuer, so daß es unmöglich war, in Kolonne vorzudringen. Es löste sich daher alles auf und eilte

einem Bauernhause zu, das auf einer kleinen Erhöhung am Fuß des Berges lag. Da die Welschen stets in Masse schossen, so war's selbst auf offener Wiese sehr leicht auszuweichen. Man benutzte die Zeit, wo sie luden, und deckte sich bei Erwartung einer etwaigen Decharge. Hier ereignete sich ein spaßhafter Vorfall. Fünf Studenten, die nahe beisammen waren, und durchs Gesträuch den Blitz des Zündkrautes der auf sie gerichteten Kanone sahen, warfen sich schnell nieder, so daß die Kartätschen unschädlich über ihren Köpfen wegflogen. Die Welschen schrieen jubelnd: „Bravo Cannonieri, cinque sono morti!“ Als sich aber die Scheintoten erhoben und ihnen noch auf den Knieen eine Stutzenladung zuschickten, löste sich der Freudenruf plötzlich in lautes Fluchen auf. Schlecht ging es dem Maler Al. Reissacher, genannt Wanstl. Das kleine dicke Männlein war in einen Graben gefallen. Bis er sich fluchend und triefend herausgearbeitet hatte, schlugen die Kugeln rechts und links neben ihm ein. Von jenem Hause nun, das eine niedere Ringmauer umgab, eröffneten wir mit günstigem Erfolg ein anhaltendes Feuer, unter dessen Schutz sich die gefährdeten Verteidiger der Brücke auf uns zurückzogen. Die Welschen bewarfen unsere Stellung mit Granaten, da aber die Stutzenkugeln scharf in ihre Reihen einschlugen, wichen sie ein wenig seitab, schossen jedoch fort und fort. Nicht so bald mehr werde ich solch eine lustige Melodie von Kartätschen, Granaten und Musketenkugeln hören, sie sangen uns wie Maikäfer um die Ohren. Als endlich vor Darzo eine Abteilung Feldjäger in Kette sichtbar wurde, wich der Feind rasch zurück.

Dieses rettete uns und genügte. Daß ihr tapferer Hauptmann Cappi die Italiener abschneiden sollte, war bei ihrer Zahl, die von Darzo Verstärkung erhielt, nicht möglich, ebenso wenig konnte er mit seiner Kompagnie das Gefecht weiterführen und kehrte in die frühere Stellung zurück. Auch wir gaben nun das Haus auf, da es völlig nutzlos gewesen wäre, dabei stehen zu bleiben. Ruhmwürdig vor allen hat sich die Abteilung an dem Ponte tedesco benommen. Diese kleine Anzahl hielt Stand gegen 2 Kanonen und mehr als 400 Feinde, denen sie namhaften Schaden zufügten. Als die Welschen von allen Seiten durchs Gebüsch vorrückten, hatten sie schon ihre Stutzen darauf angeschlagen, da rief einer: „Um Gotteswillen, macht keine Dummheit, das sind ja unsere Leute!" — freilich waren Ausreißer in kaiserlicher Montur voran. So verließen sie ihren Versteck, der Feind feuerte, nun wußten sie, woran sie waren. Erkennend, daß von ihrem Betragen das Heil der Haupttruppe abhinge, beschlossen sie, den Übergang mit äußerster Kraft zu verteidigen. Purtscher Erich that den ersten Schuß, ein Artillerist purzelte vor der Kanone, daß er mit den Fersen in die Luft schlug, bald darauf verwundete ihn selbst eine Kugel am Hals. Dem Greil wurde, als er eben anschlagen wollte, der Stutzen in der Hand von einer Kugel zertrümmert. Am unvorsichtigsten wagte sich Dr. Friese vor. Er fiel gerade am Grenzstein zwischen Deutschland und Italien, eine Kartätschenkugel fuhr ihm durchs Hirn. Merkwürdig ist, daß er abends zuvor einem Freunde gesagt hatte: „Gieb Acht, es kommt bald zu etwas, und die erste Kugel, die einen von uns trifft, trifft mich."

Furchtbar und würdig des Tirolernamens handhabten auch Mahlknecht, dem Kögel immerfort lud, Engel, Bernstein und Stecher, der sich unter die Brücke gestellt hatte, den Stutzen. Als ein Welscher ein Brett über die Lücke legen wollte, schoß er ihn von unten in den Leib, daß er in das Wasser stürzte und die andern erschreckt zurückwichen. Dann verließ er seinen Platz. Da brach ihm der Säbelgurt, er lief unter dem heftigsten Kugelregen zurück, damit der Feind nichts in Händen habe, was ihm als Siegeszeichen dienen könnte. Bald darauf kam uns Oberleutnant Römer, der zu seiner Sicherheit den Mantel eines Soldaten angelegt hatte, mit einem Zug Kaiserjäger entgegen. Nun legten wir Friese auf einen Karren, den wir aus dem Bauernhause geholt hatten. Der Maler Martin Schön hat die Scene auf einem prächtigen Bild verherrlicht, das aber der Wirklichkeit nicht entspricht. Dieser genügt das Gemälde „Ausmarsch der Studenten von Wien". Bernstein wurde noch am Berg an Brust und Hals verwundet. Als ich ihn auf mein Zimmer bringen ließ, sagte er: „Die Wunde, welche ich trage, würde ich um alles in der Welt nicht hergeben!" Ich habe diese acht Jünglinge namentlich angegeben, ihre That verdient Ehre; es waren zwar zehn dort, zwei aber liefen feig davon. Der Verlust des Feindes ist ein viel größerer; er führte angeblich 3 Wagen mit Verwundeten davon; es müssen wenigstens 20 gefallen sein. Dann trugen wir unseren Toten auf den Stutzenläufen zur Kirche, voll Trauer, denn er war ein trefflicher Jüngling. Den nächsten Tag um 8 Uhr begruben wir ihn. Reihe schloß sich an Reihe, Soldaten und

Schützen zogen hinauf zum hochgelegenen Friedhof. Hell und klar spannte sich der italienische Himmel über die maifrische Gegend, der Strahl der Sonne blitzte wieder vom goldenen Tiroler Adler an der Fahnenspitze, ein leiser Hauch der Lüfte, wie Geisterodem, wehte durch die Cypressenwipfel. Wir standen schweigend im weiten Viereck, da trat der greise Haspinger im schwarzen Priesterornat zur Bahre, langsam und feierlich begann er den Leichensegen; es war ein Augenblick voll großartiger Empfindung, als der Heldengreis von 1809 für die Seele des Schützen, der als erstes Opfer im Kriege des 48er Jahres gefallen war, betete. Darauf begann der Chor der Jünglinge den Grabgesang; auf jedem Gesichte lag der Ausdruck tiefster Rührung. Ein Kaiserjäger sagte nachher zu einem Offizier: „Ich weiß nicht, ist's Ihnen auch so gegangen, mich hätt' es bald gelupft, daß mir fast die Augen übergingen." So kämpften wir unter der schwarz-rot-goldenen Fahne an der äußersten Südgrenze Deutschlands am Idrosee, wie unsere Brüder im Norden an der Eider, in der Brust nur einen Gedanken: „Deutschland, Deutschland über alles!" Bei diesem Gefecht trug ich grünweiße Federn auf dem Hut und das breite schwarz-rot-goldene Band. Offiziere hatten mich gewarnt und ein Bericht sagte: daß die Studenten durch ihre Tracht die Aufmerksamkeit der Feinde erregten. Ich war zu Ponte tedesco als Anführer leicht erkennbar, um so mehr, da die Entfernung vom Feinde über den Bach schwerlich mehr als fünfzig Schritte betrug. Daß sich da viele Geschosse auf mich richteten begreift sich; an der Ecke des Bauernhauses war mir sogar ein

Kartätschenschuß zugedacht. Im anonymen Berichte an den amtlichen Tirolerboten hieß es nur: „Der Hauptmann, durch seine weiße Feder und die schwarz-rot-goldene Binde kenntlich, hatte die Ehre dem starken Gewehr- und Kartätschenfeuer zur Scheibe zu dienen.“ Das war die schlichte Wahrheit, Ruhmredigkeit ist doch wohl hier keine zu spüren. Putz und seine Genossen fanden sich jedoch zu heftigen Angriffen veranlaßt.

Am 14. versuchten die Welschen um die Mittagsstunde einen Angriff auf Darzo, der aber von den Feldjägern unter dem Hauptmann Cappi mit dem Bajonett zurückgewiesen wurde. Einer von diesen erhielt einen Schuß durch die Stirn. Das Merkwürdige dabei war, daß er desungeachtet, wenn auch bewußtlos, bis Abend lebte. Ich sah ihn, es war ein grauenvoller Anblick. Ausgestreckt, die Glieder im Krampfe zuckend, lag er da, an der Wunde hing ein Klumpen gestocktes Blut und Gehirn, die blauen Lippen bedeckte Schaum, stöhnend hob sich die Brust im letzten Kampf von Tod und Leben. Schützen und Soldaten beobachteten mit Entsetzen dieses Schauspiel; die nächste Viertelstunde hatte aber jeder vergessen, daß ihn auch Ähnliches treffen könne. So ist der Mensch!

Bald kehrte alles wieder ins alte Geleise. Nur ein Umstand erweckte Erbitterung, welche mehr und mehr zunahm. So lange wir außerhalb Tirols waren, redete man überall mit Achtung von uns. Kaum waren wir einige Tage im Heimatlande, so erhielten wir bald von dieser bald von jener Seite Briefe, worin gemeldet wurde, daß man uns in entfernteren Gegenden das Schändlichste nachsage; man schrieb sogar in Orte vor-

aus, welche wir durchziehen sollten. Man konnte unschwer die Partei erkennen, von der alles ausging. Wir sahen uns endlich veranlaßt, eine ehrengerichtliche Erklärung zu veröffentlichen. Sie möge folgen:

„Die freiwillige Tiroler-Studenten-Kompagnie an ihr Vaterland!

Wir stehen gegenwärtig an der südwestlichen Grenze unseres Vaterlandes, im Angesichte des Feindes, unterworfen einem sehr beschwerlichen Dienste, einer der Unseren ist bereits gefallen und Verwundete haben wir zu pflegen (ob dies unsere letzten Unfälle sind, ist wohl keinem von uns bekannt), wir stehen hier fest und beharrlich in demselben Entschlusse, mit welchem wir unsere Metropole verließen, als Söhne des Vaterlandes für dasselbe alles zu thun und zu opfern, wie es unsere Väter thaten; wir stehen jedoch hier vorwärts schauend gegen den Feind, geschändet und entehrt im Rücken durch die Zungen der Verläumdung — wie es uns leider alle Briefe aus allen Thälern unseres teuren Vaterlandes vernehmen lassen — angegriffen von unsichtbaren Feinden und deshalb wehrlos gegen dieselben. Es giebt bald kein Verbrechen mehr, das unserm Korps nicht aufgelastet wird: Kirchenraub und Schandthaten mancher Art, Verhöhnung und Verletzung alles sittlichen Gefühles, kurz zu viele unwürdige Gerüchte sind es, um uns länger bei Aufzählung derselben aufzuhalten, deren jedes unser Ehrgefühl im Innersten verletzt. Väter rufen ihre Söhne zurück, Mütter beweinen es mit bittern Thränen, dieselben in unserem Korps zu wissen. Zur Beruhigung unserer Angehörigen nun

folgende Erklärung: Vom Anbeginne unseres Auszuges erwählten wir, stolz auf unsere Bestimmung und wachsam auf unseren guten Namen, ein Ehrengericht aus unserer Mitte, welches jeden Einzelnen vom Hauptmann angefangen, für jede Handlung verantwortlich macht, die als unehrenhaft bezeichnet werden kann. Das gefertigte Ehrengericht bezeugt nun, daß bis heutigen Tag nur ein einziger derartiger Fall vorkam, (es war ein versuchter Betrug an der Kompagniekasse von 40 kr. C. M.) infolgedessen die unverweilte Entlassung des Betreffenden beschlossen wurde. Das gefertigte Ehrengericht der Kompagnie erklärt nun aber auch jeden unserer Landsleute im voraus als einen Schurken, der sich zur Aufgabe macht, ein Korps, wie das unsere, dessen ehrenhafte Haltung von dem Bahnhofe in Wien angefangen bis auf unsere jetzige Station in Storo ununterbrochen nachgewiesen werden kann, auf solche schamlose Weise in seiner Ehre zu verunglimpfen. Die Urheber dieser Gerüchte mögen das bisher an uns gethane Unrecht vor Gott verantworten, vor dessen Richterstuhl bereits einer der Unsrigen geschickt wurde, indem er in dem gefahrvollen Kampfe, in welchen unsere Kompagnie, militärisches Kommando an der Spitze, geführt wurde (worüber nachstehender Erlaß unseres Militärkommandos die Ansicht vieler unserer übelwollenden Landsleute berichtigen wird), seine Pflicht heldenmütig erfüllte, — und nicht fiel als Opfer einer disziplinlosen und unbesonnenen Haltung unseres Korps, welches diesen Kampf auf eine Weise bestand, die uns unseren Vätern gleichstellt. Wir zählen, wenn es Gott uns giebt, dem Vaterland hier

wahrhaft zu nützen, nicht auf Lohn; denn was wir thun und was wir opfern, ist unsere Pflicht; jedoch Verleumdung dafür zu ernten und Schande, das haben wir wahrlich nicht verdient, und wir schleudern sie daher mit gerechter Entrüstung auf die Häupter der Urheber zurück. Storo, am 21. Mai 1848."

Der Erlaß des Militärkommandos lautet wörtlich so:

„Sr. Hochwohlgeboren, dem k. k. Oberstlt. v. Signorini.

Aus den über die Gefechte bei Lodron vom 12. und 14. d. M. vorgelegten Berichten habe ich mit wahrem Vergnügen entnommen, daß sowohl die Führer der regulären Truppen und Schützenkompagnieen, insbesondere der Herr Hauptmann der Akademie Dr. Pichler, der Herr Hauptmann Cappi und der Herr Leutnant Bruckner sich durch umsichtige Leitung und persönliche Tapferkeit rühmlichst hervorthaten, als auch daß die Schützen, Akademiker und regulären Jäger an Mut und Entschlossenheit mit einander wetteiferten. Den tapfern Verteidigern der Furt und des Ponte tedesco, namentlich den Akademikern Stecher, Greil, Engel, Mahlknecht, Kögl, Purtscher und Bernstein fühle ich mich besonders verpflichtet, die verdiente Anerkennung auszudrücken, und bedaure den unglücklichen aber rühmlichen Tod des Dr. Friese, und die Verwundung der Akademiker Purtscher und Bernstein, die bei dieser Gelegenheit erfolgte. Wenn alle diese jungen Kämpfer für die gute Sache in der begonnenen Weise fortschreiten, so ist das Vaterland zu den schönsten Hoffnungen berechtigt. Ich ersuche Sie, hiervon die

Betreffenden in Kenntnis zu setzen, daß ich dies ruhmvolle Benehmen auch höhern Orts bei Sr. k. Hoheit dem Erzherzoge Johann und dem Kriegsminister angepriesen habe.

Roveredo, 16. Mai 1848.

Lichnowsky, m. p. F. M. L."

Was nun die sittliche Haltung der Kompagnie anbelangt, so muß ich bestätigen, ihr könne von den in der Erklärung des Ehrengerichtes angegebenen Schandthaten mit Grund keine zur Last gelegt werden. Viele Mitglieder haben schon an und für sich Namen von so gutem Klang, daß vor denselben die Verleumdung in ihr Nichts zurückfällt. Einen anderen Vorwurf aber kann ich nicht entkräften, und will es auch nicht. Schon zu Wien vor dem Abmarsche wurde ausgesprochen, daß es eine Hauptaufgabe der Kompagnie sein werde, in den heimischen Thälern das Volk über den Wert der in den Märztagen erlangten Güter zu unterrichten und denjenigen, welche ihnen denselben aus selbstsüchtigen Zwecken verwerflich darstellen, kräftig entgegenzutreten. Die Aufgabe wäre gewiß eine großartige! Wenn ich aber einen Teil jener, die sie verwirklichen wollten, betrachtete, konnte ich das Gefühl von Mitleid und Ironie nicht unterdrücken. Halbreife Jünglinge, in deren Gehirn es noch toller aussah als im Ministerrat nach der Revolution, oder thörichte Schwätzer, die, weil sie mit der Menge gebrüllt hatten, sich berechtigt glaubten, den Leuten das Licht aufzustecken! Diese Leute haben mir bei jedem Anlaß Verdruß genug bereitet; sie haben durch ihre Unverschämt-

heit der unbescholtenen Mehrzahl unserer Kompagnie Haß zugezogen; denn ein Klümpchen Mist kann den Duft einer ganzen Blumenvase verderben. Verwirren ist leicht, aber aufklären schwer, dazu gehört ein weiser, gediegener Geist, dazu gehört wahre Seelengröße.

Mitten in diese Stürme fiel ein Ölblatt aus Innsbruck. Der letzte Brief Cornelias. Er überraschte mich wie eine Geisterstimme aus der Vergangenheit und als ich ihn in der Kaserne beim trüben Scheine der Öllampe las, fragte ich mich: „Bin ich es noch oder nicht?“

„Wird im lauten, aufgeregten Treiben Ihres Kriegerlebens nicht auch ein stilles, treues Wort vernommen werden? Ich habe nun innerlich Ruhe und Ergebung für alles gewonnen, und jetzt drängt es mich, mein Freund! wieder wie einst mit Ihnen zu verkehren. Wie glücklich wären wir, wenn wir in dem ewigen Wechsel des Äußern uns selbst unverändert bewahren könnten! Ich habe es nicht vermocht — und wenn ich mich in diesem ewigen Streite des Äußerlichen mit meinem Innern nicht ganz verloren habe, so danke ich es einzig nur Ihnen. Ja, was immer in meinem Leben gut und schön war, alle besseren und glücklichen Stunden, alles dies gehört Ihnen. Und weil Sie mir so viel gegeben, weil ich es treulich bewahre, weiß ich auch, daß Sie mir immer eine freundliche Erinnerung gönnen werden. Oft, wie oft habe ich gewünscht, ein Mann zu sein, Gefahr und Mühsal mit Ihnen teilen zu können, gewiß, ich würde dies mit Freudigkeit thun — was bleibt mir als Weib übrig, als Ergebung beim steten Wechsel von Furcht und Hoffnung! Ich habe

mich seit langer Zeit darin geübt, ich habe Heiterkeit und Fassung errungen und besitze sie auch jetzt, aber oft fühle ich, daß Erkennen und Fühlen schwer in Einklang zu bringen sei.

„Den Bericht über die Gefechte, denen Sie beiwohnten, habe ich in der Zeitung gelesen, wo ich zu größter Freude und Trost von Ihren Kämpfen, aber nichts von einer Verwundung las. Sie können kaum denken, mit welcher Bangigkeit ich stets auf Nachrichten harre, die Spannung, wenn es heißt: an der Grenze war wieder ein Gefecht, diese und jene Kompagnie war dabei, bis man endlich Details erfährt, und die Freude, wenn keine Trauerpost den vollen Eindruck stört.

Frieses Tod hat mich sehr schmerzlich berührt. Und doch ist es ein schöner Tod, in voller Jugendlust und Begeisterung für eine edle Sache! Es sind eigentlich wohl nur die Überlebenden zu beklagen.

In Ihrem letzten Brief von Wien sprachen Sie die Überzeugung aus, daß eine furchtbare Zeit bevorstehe; ich stimme damit überein, und alle neuen Vorfälle bestätigen Ihre Meinung. In der That muß man über die Einzelheiten, welche man hört, sieht und liest, — die Blindheit und den Eigennutz auf der einen, den Fanatismus und die Überspanntheit auf der anderen Seite, — Hoffnung und Glauben gänzlich verlieren, wenn man nicht unwandelbar am Ganzen und Ewigen festhält.

Nun noch einige Nachrichten von unserem stillen Leben, das jetzt wohl den vollsten Gegensatz mit dem Ihrigen bildet. Wir sind ziemlich einsam, nämlich

Mathilde und ich; Johann ist in Frankfurt, beinahe alle Freunde sind zerstreut. Johann erwarten wir in Bälde wieder zurück; er ist zum Vertreter der Stadt Innsbruck beim Landtage gewählt worden.

Leben Sie wohl, Gott schütze Sie und alle die Unseren.

Cornelie."

Nach den Gefechten am 12. und 14. wagten die Italiener keinen Angriff mehr, nur auf dem Gebirge hörte man hier und da einen Schuß. Die Schützen waren wie bei einer Fuchsjagd beständig auf der Lauer, bis endlich die Welschen des Dinges überdrüssig, eine List ersannen. Sie stellten auf einer weithin sichtbaren Ecke einen Strohmann auf, der den Gegnern zum Ziele diente. Endlich merkten aber doch unsere Leute, da all ihre scharf berechneten Schüsse nicht wirkten, den Spaß und vergalten Gleiches mit Gleichem. Ein anderes Mal lagen sie im Hinterhalte, da watschelte, jedoch außer Schußweite, ein Bär dahin, im Nu war alles in der Höhe, und wenn der Kommandant nicht Einhalt gethan hätte, wäre unmittelbar vor dem Feinde eine Bärenjagd losgegangen. Viel ausgelacht wurde auch ein Schütz, der auf dem Vorposten eine durchs Gebüsch raschelnde Kuh mit „Halt, wer da!" anrief. Da diese natürlich nicht „Gut Freund!" antwortete, so schoß er ihr ganz herzhaft den Schweif ab. Ein Hauptmann aus dem Unterinnthal hatte die Alpenhöhen bei Condino mit Vorposten zu versehen. So oft man ihn nun aufforderte, diese zu besuchen, gab er zur Antwort: „S'ist holt z'nooß!" wenn es auch seit 14 Tagen nicht geregnet hatte. Wahrscheinlich fürch-

tete der Fettwanst, im eigenen Schweiße gesotten zu werden, sobald er sich auf dem steilen Bergwege im Sonnenscheine vorwage. Für seine Faulheit nun bekam er den Spitznamen: „Hauptmann Rooß.“ Auch bei uns zu Storo fehlte es nicht an Unterhaltung. Man hörte eines Tages von Lodron her heftiges Gewehrfeuer und das Krachen von Pöllern. Wir konnten uns die Sache nicht erklären, bis ein Bauer die Nachricht brachte, es seien Freudenschüsse zur Hochzeitfeier eines Offiziers gewesen. Da beschlossen einige Studenten dem Feinde, der durch Spione alles erfuhr, zum Hohne auch ein Hochzeitsfest zu veranstalten. Ein bärtiger Schütz stellte den Bräutigam, ein anderer, von gewaltigem Leibesumfange die zarte Braut vor. Andere verkleideten sich anders, viele als Frauen. Es war ein Zug, wie kaum je der lustige Karneval einen zweiten hervorbrachte. Der Bräutigam à l'anglais mit ungeheuren Papiermanschetten, die Braut ums Haupt einen Kranz von Weinlaub und gelben Rüben, der riesengroße Fähnrich als Kranzeljungfrau, zwei Ministrantenbuben in Überhemden, auf dem Kopfe die Suppenschüsseln als zierliche Käppchen — ich wünschte nur, daß der Feind die lose Kompagnie alarmiert hätte. So suchte man sich zu unterhalten, denn ein Buch oder eine Zeitung war in Storo ebensowenig zu finden, als im Idrosee ein Walfisch. Wir sehnten uns gar sehr, dieser Unthätigkeit los zu werden, um so mehr, da die Hitze stets zunahm, und das Fleisch in der Kneipe alle tre pinie von Tag zu Tag stinkender wurde.

Ein Ereignis anderer Art war mir unangenehmer. Es hatte sich — ich weiß nicht durch wen und wie das

Gerücht verbreitet, die Jäger bei Darzo seien abgezogen und hätten so unseren linken Flügel bloßgestellt. Alsogleich meinten einige, man wolle uns dem Feinde ausliefern. Ich lachte darüber, das Oberkommando hätte ja auch eine treffliche Kompagnie Jäger geopfert, die mehr wert war als unsere „Horde", wie Vittorelli die Schar immer bezeichnete. Ich hielt es für meine Pflicht, auf dem angewiesenen Platze auszuharren und erklärte Gewehr im Arm allein zurückzubleiben, wenn alle abmarschierten. Darüber begannen einige laut zu murren, Franz Putz glaubte den Augenblick gekommen, auf meine Absetzung hinzuwirken. Als man mir diese Umtriebe mitteilte, erklärte ich allsogleich. selbst gehen zu wollen. Ich konnte bei einer anderen Schützenkompagnie eintreten oder auch gleich heimkehren. Das wollte ich auch, ich hatte schon den Säbel abgelegt, da hielt mich Stecher zurück: ich solle noch die wenigen Wochen bis zur Ablösung aushalten, die Studenten, die von diesen Umtreiben nichts wußten, riefen: sie seien mit mir ausgezogen und wollten mit mir heimkehren.

Ich war erbittert, das begreift sich. Ich hatte die Kompagnie ins Leben gerufen, ihre Ausstattung bewirkt, sie an die Grenze geführt, so daß keiner Schaden litt oder etwas entbehrte und auch mit den Waffen meiner Pflicht genügt. Ich hätte wohl Dank verdient, denn meine Aufgaben waren schwierig genug.

Der Abmarsch des Militärs von Storo berechtigte allerdings zu Besorgnissen. Die feindlich gesinnten Italienischen des Ortes konnten uns schweren Schaden zufügen, ehe ausgiebige Hilfe kam, uns gegenüber

standen die Scharen der Feinde, ob diese immer die Grenzen des deutschen Bundes achten würden, war nicht gewiß. Oberleutnant Echer von den Kaiserjägern erklärte gegen Vittorelli und Profanter unsere Lage für kritisch; bei Tag könnten wir uns in das Val Ampola durchschlagen, bei Nacht würden wir sicher aufgerieben.

Ich schickte nun eine Patrouille nach Darzo, um nachzusehen wie es dort stehe, sie fand alles unverändert. Nachts stellte ich einige Posten mehr aus. Auffallen mußte es, daß man vergessen hatte, uns Parole und Losung mitzuteilen. So wurde es Morgen.

Um jede Einseitigkeit zu vermeiden, wandte ich mich später an Oberleutnant Vittorelli.

Sein Brief folgt hier ohne Zusatz.

„Storo, 19. Mai (Freitag).

Die mit aller Bestimmtheit auftretenden Gerüchte, daß die Brücke bei Ponte tedesco nun wirklich hergestellt sei und die Insurgenten bereits am linken Ufer der Chiese Fuß gefaßt haben, hatte sehr alarmierend auf die Unsrigen gewirkt und der Geist der Unzufriedenheit artete in Meuterei aus. Aus Briefen, die einige von uns erhielten und aus den Äußerungen der Offiziere ging nicht undeutlich hervor, daß man uns absichtlich in diese kritische Lage gebracht habe, um die als radikal verschrieene Kompagnie auch „radikal" loszuwerden.

Diese Zustände und Stimmungen veranlaßten uns auf Verstärkung zu dringen und ich begab mich in Begleitung des Sebastian Stecher zum Kommandanten Oberstleutnant Signorini nach Condino, Succurs zu

verlangen. Signorini gab zu, daß unsere Lage eine sehr gefährdete sei und versprach, heute noch eine Kompagnie und morgen eine zweite als Unterstützung zu schicken, was auch geschah.

Noch denselben Abend trafen die von Signorini versprochenen Jäger ein und eine Kompagnie Steinacher-Schützen nahm gleichzeitig seine Quartiere in Storo.

Mittlerweile hatten unsere Patrouillen sich überzeugt, daß die Chiese-Brücke noch nicht hergestellt ist und keine Insurgenten sich auf dem linksseitigen Ufer der Chiese befinden. Damit kehrte wieder Beruhigung bei uns ein.

Ich brauche wohl nicht zu erwähnen, daß diese Mitteilungen sehr heikler Natur sind und der äußersten Diskretion noch durch lange Zeit bedürfen.

Lebe wohl! Mit Handschlag und Gruß

Dein alter V."

Als die Kompagnie nach vollendeter Dienstzeit sich auflöste, schrieb der Erzherzog wörtlich „Nicht ganz unerwünscht"!

Das eigenmächtige Vorgehen Vittorellis brachte mir einen scharfen Verweis des Oberkommandos.

„Vom Landesverteidigungs-Oberkommando.

Es ist mir der unangenehme Auftrag zu teil geworden, Ihnen im Namen Sr. k. k. Hoheit die diensthindernden Einreden zu erheben, die Sie am 19. d. von Storo aus wegen Vermehrung der dortigen Besatzung gegen den Kommandanten gemacht haben sollen, von dem die Kompagnie abhing.

Dies meine Herren! darf kaum im Frieden geschehen, niemals aber im Kriege! wo so etwas von unberechenbarem Nachteil für das Ganze sein würde.

Ich ersuche Sie daher, wenn Sie nicht allein fechten, sich unbedingt und vertrauungsvoll den Dispositionen der Truppenkommandanten zu überlassen, es sind dies auch lauter Männer, die das Kriegshandwerk wohl verstehen.

Angenehm aber ist es mir, diesen Befehl an Sie mit dem größten Lobe schließen zu können, das Sie sich wegen Ihrer tapferen und geschickten Verwendung namentlich in Judicarien erworben, nach den Relazionen des Herrn Oberstleutnant v. Signorini und Herrn Obersten v. Melczer, worüber soeben der Herr Feldmarschall Graf Radetzky selbst Anlaß nimmt, auch seinen Beifall und Dank auszusprechen, und ich so gerne den Meinigen beifüge.

Trient, am 28. Mai 1848.

Der Oberkommandant.

Roßbach.

An die k. k. Wiener Tiroler akademische Kompagnie zu Händen des Herrn Hauptmann Pichler

zu Roveredo."

Das konnte ich nicht auf mir liegen lassen, ich schickte daher den Schützen Klopse mit einem Briefe an Roßbach und ließ diesem auseinandersetzen, daß Vittorelli nicht in meinem Auftrage gehandelt habe. Der Oberkommandant beantwortete meinen Brief, so daß ich über die Folgen beruhigt sein konnte:

„Ich habe Ihren edel und mannhaft gehaltenen Brief vom 31. Mai l. J. mit Vergnügen gelesen. Das ist die aufrichtige Sprache eines gesinnungsvollen Mannes, die ich vernahm, der mit solchen Grundsätzen seine Zukunft finden wird.

Seien Sie ganz unbesorgt, mein wackerer junger Mann; ich habe Sie keinen Augenblick verkannt und bereits Ihre Wünsche erfüllt. Sie können im Tirolerboten lesen, wie ich Sie und 20 Gleichgesinnte Ihrer Kompagnie in der Relation über das Gefecht am 22. Mai besonders bezeichnet habe.

Den herzlichsten Gruß
von Ihrem Sie hochachtenden
Oberkommandanten
Roßbach.

Trient, 2. Juni 1848".

Ich hatte zuerst diese inneren Vorgänge in der Kompagnie, denen sie noch manches andere anreihen ließe, zwar aufgeschrieben, aber nicht veröffentlicht, wenn ich es jetzt thue, geschieht es weil andere nicht so zurückhaltend waren und böswillige Verleumdungen nicht ausblieben. Ich brauche mich darauf nicht einzulassen, für mich sprechen die Thatsachen und die Zeugnisse des Militärs, ebenso wie die offiziellen Berichte des Amtsblattes.

Stets wiederholte sich das Gerücht, daß von Stenico her bedeutende Verstärkungen mit Kanonen und Raketen im Anmarsch seien. Endlich am Morgen des 21. Mai kam Kriegszeug und Mannschaft in vollen Scharen. Vor Sonnenuntergang ging ich noch zum

äußersten Vorposten im Gebirge; verschiedenes ließ schließen, daß dem Feinde die Ankunft der Verstärkungen nicht ganz unbekannt sei. Man sah denselben vor Lodron in größter Thätigkeit, Verschanzungen wurden aufgeführt und Eingänge verrammelt, auf dem Turme von Caffaro wehte die grün-weiß-rote Fahne. Zurückgekehrt erhielt ich Ordre, um drei Uhr morgens die Kompagnie waffenfertig auf den Alarmplatz zu führen. Ich traf jene Anstalten, welche der bevorstehende Kampf zu erfordern schien. Kaum hatte der Hahn gekräht, so standen wir in Reih und Glied, um die weiteren Befehle des Kommandanten Oberst Melzer zu vernehmen. Er hatte den Auftrag erhalten im Chiesethal vorzurücken, das vom Feinde besetzte Schloß Lodron zu nehmen und Bagolino als den Hauptpunkt der Insurgenten zu züchtigen, wozu ihm 6 Kompagnieen des dritten Feldjägerbataillons, 2½ Kompagnie Kaiserjäger, 1 Kompagnie Großherzog Baden, 4½ Kompagnieen Landesschützen, 3 Kanonen und 2 Raketen zu Gebote standen. Um 5 Uhr früh rückten wir in größter Stille von Storo vor. Der linke Flügel, aus Kaiserjägern, Steinacher Schützen und zwei Zügen Rattenbergern bestehend, erhielt den Auftrag, über Ponte tedesco den Feind in der rechten Flanke zu fassen. Ich zog mit der Hauptschar über die Brücke nach Darzo. Schon war es voller Tag, als wir uns dort der Straße nach aufstellten. Da ich vor der Front stand, zupfte mich ein hübscher Jüngling am Kleid, ich fragte, was er wünschte. Er flüsterte mir zu: Wenn er falle, möchte ich Ring und deutsches Band von ihm an seine Geliebte senden." Das Ganze wurde mit

einem so wehmütig sentimentalen Gesichte vorgebracht, daß ich mich kaum des Lachens enthalten konnte. Wie viele Stoßseufzer mögen in diesem Augenblicke zu allen Heiliginnen des Kalenders himmelwärts gestiegen sein! Plötzlich wurde das Zeichen zum Vormarsch gegeben. Eine Abteilung unserer Kompagnie wurde den Raketen und Kanonen als Bedeckung zugesellt. Ich selbst mußte mit Feldjägern und der größeren Zahl meiner Schützen rechts das Gebirge ober Darzo ersteigen, einerseits die Verbindung mit den Wiltauern, welche über das Hochjoch kommen sollten, andererseits mit dem Centrum unserer Macht, die in der Thalsohle vorrückte, aufrecht zu erhalten. Ein schmaler Weg führte durch das dichte Gebüsch von wilden Kastanien, welche gerade hoch genug waren, alle Aussicht zu hemmen. Noch wehte kühle Morgenluft, der Tau zitterte und glänzte an den Zweigen, wo die Nachtigallen sangen. Rotkehlchen guckten mit den großen Augen neugierig durchs Laubwerk; Wald und Flur haben keine Ahnung, wenn der Mensch zum wilden Wechselmorden auszieht. Da krachte plötzlich aus der Tiefe ein Kanonenschuß, neben uns fuhr kreischend ein Geier auf und barg sich flüchtig hinter den Felsen, wir eilten vorwärts. Bald standen wir an einer langgedehnten, in ihrer ganzen Tiefe mit Stauden bewachsenen Schlucht, deren jenseitiger Rand vom Feinde besetzt war. Wie blitzten die Bajonette herüber! Auf welche Art dieses Hindernis besiegen? Der Hauptmann von den Feldjägern, dem ich, weil er das Terrain kenne, mit meiner Schar beigegeben war, führte uns ratlos diesseits hin und her, bald den, bald jenen fragend, wo ein Pfad führe.

Die Bauern, die man als Wegweiser mitgeschleppt, waren beim ersten Schuß durch die Büsche davon gerannt. Die Generalstabskarte ließ uns hier auch ohne Hilfe. Aus dem Thal herauf hörten wir Geschützdonner und Gewehrknall, ohne daß wir den Gang des Gefechtes von unserem Platze aus beurteilen konnten; die Wiltauer, denen ich mich verbinden sollte, kamen, da sie hinter den Höhen die Schüsse, die ihnen als Zeichen bestimmt waren, gar nicht vernahmen, nicht zum Vorschein. Wir zogen bergauf, bergab, einen Übergang zu finden war unmöglich. Stunde um Stunde verstrich. Endlich, um das Anmutige unserer Lage zu erhöhen, bemerkten uns die Welschen und schossen mit ihren weittragenden Gewehren herüber, ohne daß wir ihr Feuer mit unseren Stutzen, die nicht so fern treffen, erwidern konnten. Plötzlich rief ein Trompetensignal nach links; ich stieg mit mehreren Feldjägern und Schützen ins Thal hinab, wo unterdessen das Feuer aufgehört hatte. Auf dem Wege nach Caffaro, den ich einschlug, begegneten mir 17 Gefangene. Durch das nutzlose Hin- und Herziehen war so viel Zeit verloren, daß wir an dem Gefechte vormittags gar keinen Teil nehmen konnten.

Die Feinde waren bereits aus Caffaro und dem befestigten Schlosse Lodron vertrieben. Überall wurde geplündert; aus den Fenstern flogen Hausgeräte, Cigarrenkästchen, Monturstücke, daß man auf der Gasse kaum sicher vorwärts konnte. Der Boden war mit zerbrochenen Waffen bedeckt. Am schlimmsten wurde in den Kellern gehaust, man nahm sich gar nicht die Mühe, Wein- und Schnaps-

fässer anzuzapfen, ein Schuß, und aus dem Loche, das die Kugel schlug, sprudelte die Flüssigkeit in hellem Strahle. Aus der Schloßkapelle trug ein Bauer ein zusammengerolltes Meßgewand; auf die Frage, was er damit mache, erwiderte er: „Ich muß doch meinem Pfarrer auch etwas heimbringen!“ Einen Anblick werde ich nie vergessen. Auf dem Boden im Hofe lag ein schwer verwundeter Welscher, neben ihm kniete ein Schütze, ängstlich um ihn bemüht. „Sieh, ich mußte dich zusammenschießen,“ sagte er, „ich hab' es nicht gern gethan, es war aber meine Pflicht. Kann ich dir noch einen Gefallen erweisen? Red' und ich will es! — Kameraden bringt Wasser, vielleicht ist der arme Mensch durstig!“ — Es geschah, er trank nicht. Darauf fuhr der Bauer fort: „Nicht wahr, du verzeihst mir, daß ich dich umgebracht habe, wenn ich glücklich heimkehre, so will ich für dich beten, daß deine arme Seele gewiß in den Himmel kommt.“ Der Welsche verstand die fremde Sprache nicht, wohl aber den herzlichen Ton, mit dem der Schütze sprach; noch einmal schlug er die Augen auf, Blick begegnete dem Blicke; er öffnete die über der Brust verschlungenen Finger, und reichte dem Feind wie zur Versöhnung die Hand; darauf sank er ohnmächtig zurück.

Die gewonnene Beute war ziemlich ansehnlich. Auch vielerlei Schriften wurden gefunden. Zugleich ein Bildchen, welches einen Schützen meiner Kompagnie darstellte, mit der Unterschrift: tutti morti! Mich interessierte besonders ein Brief des Befehlshabers der Todeslegion an den Schreiber der provisorischen Regierung zu Mailand. Eine Stelle verdient wohl mit-

geteilt zu werden, sie betrifft die Freiwilligen aus Neapel:

„Du weißt, daß sich einige Neapolitaner in mein Korps einreihen ließen; ihre Gesichter gefielen mir gleich anfangs nicht recht gut, nichtsdestoweniger dachte ich aber, sie hätten vielleicht, weil sie so weit herkamen, um für unsere gute Sache zu fechten, ein Herz im Leibe und beschloß sie bei erster Gelegenheit zu erproben. Der 27. April zeigte sich günstig. Bei den ersten Schüssen kroch dieser hinter eine Mauer, jener legte sich auf die Erde, andere liefen fort und warfen die Waffen weg, weil sie ihre Flucht hemmten. In ihre Quartiere zurückgekehrt, hatten sie sogar die Naivetät, das offen der Kompagnie zu erzählen. Da ich nun einsah, daß ich beim Kampf auf die Dienste dieser Herrlein nicht zählen dürfe, so daß sie mir eher lästig als nützlich seien, ließ ich ihnen den Rat geben, ihren Abschied zu verlangen; sie verstanden das und gingen. Das sind Helden mit der Zunge, sie werden diese wohl auch gegen mich brauchen; — immerhin! mir liegt an dem Ernst der Sache."

Während nun alles plünderte oder in den Weinkellern soff, erholten sich die Welschen und besetzten die Höhen jenseits des Caffarobaches. Diese beherrschen Lodron so daß, wer sie inne hat, wie von einer Festung jeden Feind aus dem Thale vertreiben kann. Es führt nämlich die Straße daran hin und bietet da, wo sie sich um den Bergvorsprung zieht und durch starke Mauern gestützt ist, einen schönen Platz um Geschütze aufzuführen. Zugleich bilden die Parapeten für eine bedeutende Masse von Truppen eine vollkommen ge-

deckte Stellung, während der Angreifer wegen des ganz offenen und steil aufsteigenden Terrains überall im Nachteil ist, ja beinahe keine Möglichkeit hat, durch die mutigste Ausdauer etwas zu erreichen. Hier sammelten sich die Welschen. Wohl wäre es vielleicht im Sturme des Gefechtes, wo sie nach Rocca d'Anfo hinflüchteten, möglich gewesen, den Höhenzug zu gewinnen, jetzt war alle Tapferkeit der Feldjäger und Wiltauer unter Mörl vergeblich. Der Feind versuchte sogar auf den Höhen diesseits der Schlucht, welche der Bach durchfließt, vorzudringen und dadurch unsere Flanke zu bedrohen.

Dies zu verhindern erhielt eine Kompagnie Kaiserjäger unter Echer Befehl, emporzusteigen. Die Steinacher sollten unter ihrem Hauptmann mitziehen. Dieser meinte aber, er sei ohnehin schon über der Grenze, Tiroler Landesverteidiger hätten keine Pflicht, jenseits derselben zu fechten, sohin kommandierte er rechts um, und ließ den Kaiserjägern und mir in diesem gefährlichen Augenblicke das Nachschauen. Von meinen Leuten waren ungefähr 20 Mann versammelt, ich forderte sie auf, mir zu folgen. Auch sie weigerten sich, die Grenze zu überschreiten; es sei gegen ihre Überzeugung, ein Volk, das die Freiheit anstrebe, in seinem Lande zu bekämpfen; — schöne Phrasen, die mich so in Zorn brachten, daß ich vor allen Soldaten drohte, meinen Säbel zu zerbrechen, wenn man nicht auf der Stelle mitgehe. Da ich versicherte, daß es nur für dieses Gefecht gelte, leisteten sie endlich Folge. Einige waren nämlich der Meinung, ich wolle sie tiefer nach Italien hineinführen, so entsprang dieser unangenehme

Auftritt teilweise aus einem Mißverständnisse. Wir stiegen langsam empor, während über der Schlucht auf uns gefeuert wurde. Kaum hatten wir durch das Gebüsch eine kleine unbewachsene Ebene, die sich vorwärts in einen Rain absenkte, erreicht, so pfiff auch eine Ladung Musketenkugeln über unsere Köpfe hin, und wir konnten aus dem Rauch, der unmittelbar vor uns hinter den Weinstöcken aufstieg, schließen, daß der Feind eine starke Kette bilde. Auch wir lösten uns auf und es gelang, die Welschen mit stetem Plänkeln zu vertreiben. Da ihnen aber bald mehrere Kompagnieen zu Hilfe kamen, während wir ohne Unterstützung den weiten Raum nicht gehörig besetzen konnten, so zogen wir uns auf den langgedehnten und niedern Kamm eines Hügels freiwillig zurück, hinter Steinblöcken und Erdaufwürfen lauernd, ob sich der Feind vorwage. Von hier aus konnten wir ungestört beobachten, was jenseits vorging. Kanonen wurden aufgefahren und donnerten bald ins Thal hinab, Truppen marschierten auf der Straße nach Bagolino, und was besonders die Aufmerksamkeit erregte, eine Reiterin sprengte hin und her. Einige wollten aus der Ferne Wunder was für Reize an dieser Amazone entdecken, langes wallendes Haar, ein blaues Mieder, das weiße Kleid flatterte, wenn sie auf ihrem Rappen vorgaloppierte. Die hätten wir kriegen sollen! Doch nicht lange war uns der ruhige Anblick dieses wilden Schauspiels vergönnt; die Welschen rückten, vom Gebüsch gedeckt, vor und bedrohten uns von allen Seiten. Ein Trompetenstoß und unsere Stutzen krachten! Lange verteidigten wir uns gegen die Übermacht; als aber keine Verstärkung nach-

kam, gingen wir, ohne daß die Italiener wagten uns zu verfolgen, ins Thal zurück.

Dort fanden wir unsere Soldaten, die Lodron aufgebend, nach Darzo zurückeilten. Es war eben nicht die beste Ordnung; betrunkene Fuhrknechte schmissen das Vordergestell einer Kanone über die Straßenmauer, während die Kugeln der feindlichen Geschütze ins Feld schlugen, daß der Rasen aufflog. Sie trafen aber nichts, ungeachtet die Entfernung keine so große war. Ein Student machte voll Übermut einen Purzelbaum und zeigte dabei den Welschen zum Spott den Hintern. Ein anderer rief, als eine Stückkugel neben ihm den Straßenstaub aufwühlte: „Punktum und Streusand drauf!“ —

Schon mehr als zwölf Stunden hatten wir gekämpft, mir klebte vor Durst fast die Zunge am Gaumen. „O wenn ich nur einen Tropfen Wasser hätte,“ sagte ich zu einem Offizier. Ein Kaiserjäger trat vor: „Bin zwar selbst durstig und hab' wenig in der Flasche, aber mit Ihnen teile ich den letzten Tropfen, denn Sie und Ihre Leute haben bei uns auf dem Berge bis zum letzten Augenblick ausgehalten!“ — Damit reichte er mir die spärliche Neige lauen Weines.

Wir kehrten in die alte Stellung zurück; unser Verlust betrug 8 Tote und 18 Verwundete, jener der Italiener sicher das zehnfache, genau ließ es sich nicht ermitteln, weil sie einen Teil der Leichen vor der Flucht in den Bach geworfen hatten. So war denn der ganze Gewinn des blutigen Tages die Zerstörung der Schanzen und die Beute von Caffaro.

Jene Studenten, die das Geschütz begleiteten, waren

bereits nach Storo vorausgegangen; als ich den Rückweg dahin antrat, begann es schon zu dunkeln. Schon von fern sah ich den Kasernenhof hell erleuchtet, dichte Rauchsäulen qualmten empor, Flammenschein rötete die nahen Gebäude, Lärm und Geschrei überall. Voll Besorgnis ging ich hinzu, — da brannten sechs große Feuer unter ungeheuern Kesseln, Soldatenköche in Hemd und Hose rührten mit Stecken darin herum, Schützen, Studenten und Militaristen liefen durcheinander, Schüsseln oder Becher in den Händen. Voll Verwunderung fragte ich, was denn dieser Hexensabbath bedeute? Nun erzählten mir zehn auf einmal, die Studenten hätten Vieh erbeutet, darunter einen großen Mastochsen, diesen habe man nun geschlachtet und richte ihn zum Mahle. In der That! In zwei Stunden war er lebendig, tot und aufgezehrt. Ich erinnerte mich bei dieser Scene an die Schmausereien der alten homerischen Helden. Unter den erbeuteten Gegenständen befand sich auch eine Fahne, welche vorher auf dem Turme von Lodron geflattert hatte. Nach der Erstürmung des Dorfes erstiegen ihn ein Zimmermann von den Feldjägern und ein Student; jener kletterte durch eine Luke hinaus und nahm sie vom Spitzdache ab. Er gab sie dem Studenten, der mit hinaufgeklommen war, sie zu holen. Besonders schön war die Inschrift auf dem weißen Mittelfelde:

Viva DIO redentore d'Italia,
Viva ITALIA immortale risorta,
Viva PIO IX, apostolo santo della libertà,
Viva uomo libero,

Guai agli amici de' nostri
Barbari nemici!!!

Nach dem Gefecht war ein Welschtiroler, der sich sehr gut gehalten hatte, ohne sich zu melden von der Kompagnie verschwunden. Er ließ sein Gepäck zurück. Man brachte mir dasselbe. Ich ließ das Bündel öffnen. Da fand ich zu unserem Erstaunen einen Meßkelch mit dem Löwen des Grafen Lodron. Er war ohne Zweifel aus der Kapelle geraubt. Ich wickelte ihn in ein reinliches Tuch und übergab ihn zu Botzen dem Probst. Auch mit solchen Elementen mußte ich rechnen.

Auch von den Soldaten ist nicht nur Löbliches zu erzählen. Der Schütze Josef Hagspiel erzählte mir, als dieser beim Handelskasino war, er habe bei Darzo eine Schar Kaiserjäger begleitet. Im Walde hätten sie ein Mädchen getroffen, zu Boden geworfen und geschändet, bis es wie tot liegen blieb. Das thaten die Söhne unserer frommen Tirolerbauern im Angesichte des Todes!

Den nächsten Morgen verließen wir Storo, um der erhaltenen Ordre gemäß Ala zu besetzen. Auch der Kompagniehund begleitete uns. Dieser war von den Welschen zu Storo vergessen worden; er schloß sich gleich, als wir einmarschierten uns an, schlief in der Kaserne und fand sich zur Essenszeit stets regelmäßig ein, als ob man ihn bestellt hätte. Allein auch im Kampfe wich er nicht, beim heftigsten Feuer sprang er in den Vorderreihen ganz ohne alle Furcht hin und her. Es war ein braungefleckter Wachtelhund, sehr klug und verständig; alle hatten Freude daran.

Bei anbrechender Dämmerung näherten wir uns der Nachtstation Tione. Ich werde mich stets erinnern, welchen Eindruck es auf mich machte, als ich wieder zum erstenmal eine Abendglocke hörte; denn zu Storo durfte, um jedes Signal zu hindern, nicht geläutet werden. Bei diesen Klängen, die mich so tief rührten, dachte ich unwillkürlich daran, welche Gewalt die religiöse Erziehung übe, und daß es schwer sei, den Völkern ihren Kinderglauben, der mit tausend heiligen Gebräuchen im Herzen wurzelt, zu entreißen. Seichte Aufklärer, die alles nach dem Einmaleins berechnen, sind freilich nicht imstande, die tiefe Innerlichkeit eines Volkes zu bemessen, sie klammerten sich an einzelne Verzerrungen, die im Leben vorkommen, und fertigen alles mit dem bequemen Worte: starrköpfige Bigotterie ab.

In Tione angekommen, vernahmen wir ein unbestimmtes Gerücht, der Kaiser habe sich infolge einer neuen Revolution von Wien geflüchtet und sei bereits zu Innsbruck eingetroffen. Was für Aufregung das hervorbrachte, läßt sich denken. Alles was man erlangt und bereits in friedlichem Besitze zu haben meinte, schien der Entscheidung einer ungewissen Zukunft anheimgegeben, man dachte an Ludwig XVI. zu Varennes und die französische Republik. Wohl wußte ich, daß, wenn in einem Staate der kleinste Anstoß zur Bewegung gegeben ist, sich diese, Lawinen gleich, fortwälze und durch jede Bewilligung nur eine breitere Unterlage gewinne, denn soll etwas anderes werden, so schließt der Geist der Geschichte in seinem Sturmesgange keine Kapitulation, welche ihn bände, seinen Weg nach dem

Takt des beliebten „Nur langsam voran“ zu verfolgen. Die Republiken sind es, was ich für Deutschland befürchte, nicht die Republik. Glaube das Parlament zu Frankfurt ja nicht, es sei möglich mit salbungsreichen Reden, welche die letzte scharfe Folgerung zugegebener Vordersätze mild umschreiben, das Staatsschiff des deutschen Volkes neu zu zimmern. Der Wille verlangt Kraft, die Kraft das Schwert und das Schwert die Herrschaft. Ihr wollt die deutsche Einheit, wie? Der Pommer und Tiroler, der Schlesier und Elsasser, der Friese und Steyrer — diese alle haben mehr Verschiedenes als Gemeinsames. Jeder sehnt sich zwar nach Einheit, und das ist wahrlich viel; allein die Unterschiede lassen sich nicht durch Reden überbrücken. Ein alter, beinahe schon trivial gewordener Satz lautet: „Die Lehren der Vergangenheit sind für Völker stets verloren!“ — Man will vieles, allein man scheut die Mittel. Unsere Regierungen können nur fortdauern, wenn das deutsche Volk nicht eines wird. In der Natur gilt das Gesetz: „Alles Bestehende sucht seine Existenz zu behaupten.“ Sind die Menschen anderen Gesetzen unterworfen? Man lasse sich nicht täuschen, daß Fürsten hier und da schwarz-rot-goldene Kokarden aufstecken und gar anmutige Sachen vorbringen; wer die Gewalt hat, will sie behalten und nur zu bald wird der Ernst den Spaß zeigen. Wie sehr gleicht unser Volk jenem Bauern des Horaz, der am Ufer wartet bis der Fluß verrinne! O, leitete uns ein Genius Cäsar, ein Diktator, der es ist durch seinen gewaltigen Geist, nicht aber durch die Stimmzettel von Rednern, ein Diktator, der das Wortgeklingel kosmopolitischer Phrasen-

drechsler verachtet, ein Diktator, der mit eiserner Faust alle Schranken und Schränkchen, niederschlägt, und dabei nicht unseren politisch Sentimentalen rechts und links Bücklinge macht, ein Diktator, dem weder vornehmer noch geringer Pöbel jene Worte Plutarchs sagen darf: „Wir haben dich zum Herrscher gemacht, damit wir dich beherrschen!“

Diese Gedanken konnte ich nicht abwehren, als ich jene Gerüchte von des Kaisers Flucht hörte. Ich erinnerte mich zu gut, daß zu Wien in den Märztagen jene herrlichen Güter: „Preßfreiheit und Konstitution“ nicht so fast von einem Volke erkämpft wurden, welches verständige Führer zu einem vorbedachten Ziele lenken; man handelte mehr nach einer Art Instinkt, etwa wie die Bienen, wenn sie aus dem Stocke ziehen. Wie leer, wie flach, wie hohl und zum Teil nichtswürdig die Wiener Tribunchen sind, kann nur jener beurteilen, der einen oder den andern davon kennt. Daß auch im Mai weder ein Gracchus noch ein Mirabeau auftauchte, zeigte sich nur zu bald, wenn es auch Leute mit Lungen wie Schmiedblasbälge genug giebt, welche gern ein Gracchuslein oder Mirabeauchen spielen möchten. Es ist niemand, auf den man mit vollem Vertrauen blicken könnte, und darum kann man wohl nicht ohne Bangen der Zukunft entgegensehen.

Unseren Marsch setzten wir über die Judicarien nach Riva fort — das Sarkathal, so zaubervoll und schön, als hätte es die Phantasie eines großen Malers hingestellt. Auf dem Wege begegnete uns ein Schütz; er betrachtete uns nachdenkend, dann rief er plötzlich:

„Hört, ihr kommt bald heim, wenn ihr ein deutsches Mädel seht, so bittet sie, daß sie für mich ein deutsches Vaterunser bete.“ Darauf wandte er sich mit wehmütigem Gesichte rasch um und ging auf der Straße weiter ohne auf eine Antwort zu warten. So könnte ich noch mehrere Beispiele anführen, wo sich das Heimweh der deutschen Schützen auf originelle, oft rührende Art zeigte.

Bei Castell Tenno erblickten wir die Ebene, die sich von Arko zum Garda hinzieht. Mir kam vor, als wäre mir ein Wunsch meiner Knabenzeit erfüllt worden. Oft dachte ich damals an Bethlehem und wie die Hirten niederstiegen von den Bergdörfern zu dem von Engeln verkündeten Heilande. Auch hier an jeder Lehne, auf jedem Schrofen eine Ortschaft, die schöngebauten Häuser mit den flachen Dächern rebenumrankt, nebenan Pappeln oder hochaufstrebende Cypressen. Bisweilen ein Bub, halb nackt, schwarze Augen, ein Körbchen am Arm, nur die Engelstimmen fehlten, der Welt die Friedenskunde zu singen. Zu Riva erstieg ich am Abend das alte Schloß rechts am Berge; seine Zinnen waren herabgefallen und die bombenfesten Gewölbe längst geborsten und eingestürzt. Die Gegend hatte durch die vielen Olivenwälder einen traurigen Charakter. Ihr wie mit Asche überstreutes Grün stimmt unwillkürlich zur Wehmut. — So atmet durch die ganze Bibel ein großartiger Künstlergeist; wie dieser die ganze Gegend dem Hauptgedanken anpaßt, so läßt auch sie den Erlöser mit der Seele voll düsterer Todesahnung unter den Ölbäumen knieen.

Zu Ala trafen wir am 28. Mai ein, unsere Auf-

gabe war mit Badnern den Vorposten im nahen val Ronchi zu besetzen. Am 5. Juni wurde das Militär plötzlich abberufen, weil im Arsathal ein Angriff auf die Italiener gemacht werden sollte. Wir blieben allein zurück, ich bezog die Kaserne. In der Frühe nun hörte ich plötzlich vor dem Fenster eine Menge verworrener Stimmen, ich raffte mich auf, da nahte eine große Anzahl mit Schaufeln und Picken versehener Leute. Einer trat herein und sagte, ich solle ihnen die Arbeit anweisen und Schützen als Aufseher mitgeben! Diese Forderung überraschte mich nicht wenig. Der Hauptmann des abziehenden Militärs hatte vergessen, mir zu sagen, daß gegen val fredda, wo einst schon Macdonald mit bedeutender Truppenmacht eingebrochen war, Schanzen und Geschützpositionen errichtet werden. Ohne Auftrag wollte ich nichts thun, ich ließ die Arbeiter laufen und sandte nach Roveredo, anzufragen, was zu geschehen habe? Da lachte man darüber, daß jener so mir nichts dir nichts abgezogen sei, ohne mir ein Wörtlein von seinen Instruktionen mitzuteilen. Die Schanzarbeiten wurden unterbrochen, ich aber mußte nach dieser Richtung Patrouillen entsenden.

Das wichtigste Ereignis für uns war die Ankunft der Kriegsgefangenen von Curtatone, 1089 wurden auf den 8. Juni gemeldet und mir zugleich Befehl erteilt, für ihre Aufnahme und Bewachung nach Kräften mitzuwirken. Dieses war keineswegs so leicht, wenn man bedachte, daß die Bewohner nicht alle gut gesinnt schienen und der Feind sich ziemlich nahe befand. Außerdem hatte ich nicht die ganze Kompagnie zur Verfügung, da ich größere Abteilungen in die Seitenthäler ent-

senden mußte. Abends kam noch ein Rittmeister mit seinen Leuten und ein Zug Zillerthaler Schützen. Der erste Gruß, den einer von diesen an uns richtete war die Frage: „Habt ihr keine Läuse, das Teufelskunter krabbelt überall um!" Erst als man es ihm lachend verneinte, wagte er sich in die Kaserne. Tags darauf um 10 Uhr sah man die Reihen der Gefangenen fern auf der Straße müd und verdrossen herschleichen. Die Studenten verteilten sich auf die angewiesenen Posten, die noch übrigen ließ ich vom Hauptthor der Kaserne auf der Straße hin Spalier bilden, um das neugierig zudrängende Volk abzuhalten. Der Staub wirbelte näher und näher, endlich erschienen die Vordersten, von Grenadieren geleitet. Alle Truppengattungen durcheinander, Monturen und Uniformen zerlumpt, abgetragen, manche so abgeschmackt, wie sie nur das Genie eines Militärschneiders aushecken kann. Von jedem welschen Volksstamme war hier irgend einer; Neapolitaner, Piemontesen, Toskaner, Lombarden, ausgezeichnete Gestalten sah ich wenige, meistens kleine Leute, sonnenverbrannt und abgemagert — darunter auch Buben von 10—12 Jahren, die als Trommler mitliefen. Zuletzt im Zuge befand sich ein junger Mann, dessen edlere Gesichtsbildung mein Auge fesselte, auch er schien mich und meine Kameraden aufmerksamer zu betrachten. Stutzen und Federhut zeigten ihm die Tirolerschützen. Da ich vor der Reihe stand wandte er sich an mich: „Volontario Tirolese?" — „Si!" — „E contra noi?" rief er mit einem Blicke, in welchem vorwurfsvoller Zorn loderte. „Anche noi per la patria!" antwortete ich gelassen. Er ging schweigend.

Nachdem die nötigen Anstalten zur Bewachung gemacht waren, lag uns ob so viel wie möglich den in der Kaserne Eingeschlossenen ihr Los zu erleichtern. Dabei hörten wir, daß neunzehn gefangene Studenten und Doktoren von Pisa darunter seien, wir suchten sie schnell auf und wollten sie im Offizierszimmer mit einem Glas Wein und etwas besserer Speise als die Menage gewährte, bewirten. Da kam aber der Rittmeister mit Mordlärm dahergerannt: das sei gegen allen Kriegsgebrauch! Freilich! die Gefangenen hätten durchs vergitterte Fenster hüpfen, oder uns gar mit dem Welschtum anstecken können! Wir ließen uns aber nicht abhalten, in den Sälen mit ihnen zu verkehren, mancher von uns besaß eben nicht viel, aber alle teilten gern das Wenige, was sie hatten. Die Nacht brach an. Nie werde ich die Stunden vergessen, die ich mit dem Gefangenen Tarugi von Montepulciano zubrachte. Durch den dunkeln Saal leuchtete spärlich die Öllampe von der Wand, er saß bei meinem Eintritte auf dem Stroh, gedankenvoll die Stirn zur Hand geneigt. Das Geräusch weckte ihn, er strich das schwarze Haar aus dem Gesicht und starrte mich verwundert an. Meine freundlichen Worte öffneten sein Herz. Begeistert erzählte er von der Erhebung seines Volkes, die selbst in den Tagen des Rotbartes keine so allgemeine war. „Ja ich weiß," rief er aus, „kein Schwert, kein Feuerbrand kann das Gefühl aus unseren Herzen reißen, daß wir ein Volk sind, jener Gott, der den Pharao in den Wogen des Meeres begrub, der wird auch uns befreien!" Darauf redeten wir von Dante, dem alten Freiheitsapostel Italiens; welche Lieder würde er jetzt

singen, wo allen Völkern Europas das Morgenrot der Auferstehung leuchtet. Bald reichte der welsche Kriegsgefangene dem deutschen Soldaten die Hand, — es war eine Versöhnung weltgeschichtlicher Ideen im heiligen Geiste der Zukunft. War es nicht im Grunde derselbe Gedanke, für den wir stritten? Ich stand in den Reihen der Märzkämpfer und hatte das Schwert ergriffen, um Deutschlands Grenzen zu schirmen, er focht für das neu erwachte Italien. O möchte eine würdige Ausgleichung zwischen beiden Völkern stattfinden, nicht beurkundet von dem nichtswürdigen Geschmeiß ordenbesternter Diplomaten, sondern von den Herzen der edelsten Männer dies- und jenseits der Alpen. Es handelt sich hier nicht um eine fade Verbrüderungssalbaderei; ich würde mich keinen Augenblick bedenken, wenn es Deutschlands und Österreichs Größe gelte, nicht bloß an der Grenze, sondern sogar auf den Ebenen der Lombardei mitzukämpfen.

Die kriegsgefangenen Pisaner hinterließen bei ihrem Abzuge folgende Adresse an uns:

„Hochherzige deutsche Studenten!

Es wird uns nicht leicht sein, das passende Wort für die mächtigen Empfindungen, welche Euere Milde, Euer Edelmut in unserer Brust erweckten, zu treffen. Unsere Herzen, gebildet von einem Geiste, der sich von jeher mit der Wissenschaft des Wahren und Gerechten abgab, verstanden sich schon von Ferne. Als sie durch die Heiligkeit einer Idee, — ohne Beachtung des Unglückes im Kriege, das Glück hatten sich nahe zu finden,

empfanden sie alles das, was der Gedanke der Freiheit wahrhaft empfänglichen Seelen Süßes und Göttliches gewährt — bei der Annäherung von so vielen Herzen, welche nur einen Schlag haben. Was Ihr uns fühlen machtet, läßt sich nicht sagen, denn wenn der Geist starke Eindrücke empfängt, fühlt man, allein man spricht nicht. Das Schweigen kann Euch besser die Empfindungen unserer reinen und aufrichtigen Dankbarkeit enthüllen. Aus der Verbindung so edler Gefühle entspringt eine Harmonie, welche unvorsichtig ist — weil diese Harmonie nichts anderes ist, als der einstimmige Ruf der Freiheit — ja — dieser läßt uns dieselbe hoffen mit aller Kraft des Geistes. Deutschland und Italien werden frei, unabhängig, befreundet — wenn das selbstsüchtige Scepter des Despotismus sich als Schranke vor dieses hehre Ziel legen sollte, so dürfen wir gegenseitig auf unsern Arm vertrauen, so wie wir gegenwärtig vertrauen können auf unsere Neigung, welche nun befestigt wird durch Worte, die, obwohl wenige — viel sagten — und wir, wir verstehen uns hinlänglich.

Unsere Prinzipien sind die gleichen, und wenn wir bei ihrer Anwendung in irgend einer Beziehung nicht übereinstimmen, so wollen wir bedenken, daß eine gebildete und edle Nation dem Vorteile weniger das ewige Heil vieler nicht nachsetzen darf.

Wir geben Euch den Kuß der Freundschaft, und dieser — außerdem er das Zeichen unserer Dankbarkeit ist — sei auch noch das Pfand jenes Kusses, welchen in kurzem das Vaterland des einen mit jenem des andern wechseln wird, wenn sich beide Länder befreunden und verschwistern!

Es lebe Italien und Deutschland — frei — unabhängig — und befreundet!

Die kriegsgefangenen Pisaner."

Am 10. Juni marschierte meine Kompagnie von Ala ab, weil sie nach zweimonatlicher Dienstzeit zu Botzen auseinandergehen wollte. Eine Erfahrung besonders ist es, die ich aus diesem Feldzuge mitgenommen habe: „daß es eine gänzliche Verkehrtheit sei, die Aufhebung der stehenden Heere zu beantragen". Wer gegen dieselben eifert, hat gar keinen Krieg gesehen. Diese lieben naiven politischen Kinder! Entlaßt die Armeen, und ihr werdet bald erfahren, wie euch Russe oder Franzose das weiße Kleidchen der Unschuld blutrot färbt. Seht hin auf Toskana und den Kirchenstaat, wo man wie in Lydien, das Volk von den Waffen entwöhnte, wie wenig haben die Krieger dieser Länder geleistet! Nehmt dagegen die Sarden. Hätten alle Italiener mit gleicher Kraft gestritten, so wäre Radetzky vielleicht in Steiermark statt in Mailand. Sardinien hielt aber stets strenge Ordnung im Heerwesen.

Ich habe alle Achtung vor der Kraft der Begeisterung, mein Land weist davon zu herrliche Beispiele auf; allein die Begeisterung hält nicht immer an. Jene eherne Ausdauer, die römische Legionssoldaten, oder in neuerer Zeit französische und österreichische Krieger so hochberühmt macht, hat aber ihre Hauptstütze in der militärischen Disziplin. Ich glaube, daß im Felde Ausdauer mehr nützt als das Anprallen ungestümen Mutes, der sich selbst überstürzt und, anstatt das Ziel zu erreichen, darüber hinausfällt. Re-

publik und Konstitution darf man nicht ins Lager mitnehmen, hier muß rücksichtsloser Gehorsam walten, und dieser braucht, wie jede Tugend, strenge Übung.

Wenn ich diese Ansichten hier unumwunden ausspreche, so glaube ich mich deswegen dazu ermächtigt, weil ich Militär und Freischaren lange genug beobachten konnte, um mir ein Urteil zu bilden.

Für uns Tiroler hat dieser Grenzkrieg zunächst den Gewinn, daß er uns aufrüttelte und Bewegung in die fernsten Thäler brachte. Zugleich lernten sich die Schützen aller Gegenden durch das Zusammenleben vor dem Feinde kennen, sie traten für ein gemeinsames Ziel in Wechselwirkung. Auch ist eine der wichtigsten Folgen, daß nun für die Zukunft mehr kriegsgeübte Leute vorhanden sind, welche, wenn der Feind die Heimat durch einen massenhaften Einbruch bedrohen sollte, den Kern des Landsturmes bilden können. Dann wurde der alte Waffenruhm des Landes aufgefrischt; auch Ruhm ist Macht. Das zeigte sich in diesem Kriege auffallend. Der Name Tirols schreckte die Feinde weit mehr, als es Zahl oder Leistungen der Schützenkompagnieen, von denen keineswegs alle preiswürdige Tapferkeit zeigten, zu thun vermochten. Die Brescianer Freischärler sollen, um ihr Davonlaufen zu rechtfertigen, gesagt haben, „sie sähen vor jedem Tiroler ein Muttergottesbild, welches im wallenden blauen Mantel die Kugeln auffange“. Es sind wirklich verhältnismäßig sehr wenig Schützen verwundet worden, was man aber keineswegs der Madonna in Rechnung bringen darf, wenn auch ein frommer Priester behauptet, es sei nur deswegen ein Student gefallen,

weil wir ein so gottloses Volk seien. Der Grund dieses Wunders liegt tiefer — nämlich in den Füßen — zwar meistens der Italiener, bisweilen aber auch unserer im allgemeinen braven Schützen.

Zu Botzen vernahmen wir, daß sich die Innsbrucker Studenten im Gefecht bei Ennego sehr hervorgethan hätten; vielen schien das unglaublich, mich aber freute es sehr, denn ich vergönnte diesen wackern Jünglingen wegen ihres bescheidenen Betragens jede Auszeichnung. Eine andere Sache aber, die ich am gleichen Tage erfuhr, war mir minder angenehm. Es seien nämlich die Mitglieder unserer Kompagnie unter geheime Polizeiaufsicht gestellt, damit sie das Volk nicht aufwiegelten. Es gelang mir später, das Dekret, wie es vom Kreisamte Schwatz an ein Landgericht des Unterinnthales geschickt wurde, zu erhalten, es möge in der Originalität seines Zopfstiles hier Platz finden:

„An das k. k. Landgericht.

Das hohe Landespräsidium hat am vierten dieses Monats folgendes erlassen:

Es ist zu meiner Kenntnis gelangt, daß die Kompagnie der Tiroler Studenten aus Wien, die vor einigen Wochen von dort zur Landesverteidigung hieher gekommen war, sich nun aufgelöst habe und jeder in seine Heimat gewiesen worden sei.

Der unruhige und revolutionäre Geist, der viele dieser Schwindelköpfe ergriff und sie in Wien zu Werkzeugen der Umsturzpartei machte, ist aus den öffentlichen Blättern nur zu gut bekannt, und hat sich während ihres Zuges durch das Land zu deutlich ausgesprochen,

als daß es notwendig wäre, darüber eine weitere Darstellung zu liefern.

Es ist zu besorgen, daß sie die eingesogenen revolutionären Grundsätze und Tendenzen auch in ihrer Heimat und auf dem Wege dahin überall laut predigen, und sich es noch zu einem Verdienste anrechnen, durch Irreführung des Landvolkes dasselbe für ihre Zwecke zu gewinnen, und auf diesem Wege den fluchwürdigen Umtrieben der revolutionären Propaganda auch die Bevölkerung der friedlich und ruhig gesinnten Provinz zu überliefern.

Der gegenwärtige anarchistische Zustand in der Haupt- und Residenzstadt Wien liefert ein trauriges Beispiel, wohin es führt, wenn Menschen, die von Leidenschaft hingerissen, Religion und Obrigkeit mißachtend, in den Provinzen unter dem Landvolke ihre Grundsätze verbreitend, sich einen Anhang verschaffen, oder wohl gar die Oberhand gewinnen.

Um dies zu verhindern ist daher vor allem nötig, daß die Landgerichte und Polizeibehörden, wie auch die Seelsorgegeistlichkeit auf das allfällige Erscheinen solcher Studenten oder anderer Emissäre mit der Einladung aufmerksam gemacht werden, dieselben überall streng zu beobachten, und falls sie sich durch Verbreitung verderblicher Grundsätze als gefährliche Subjekte bemerkbar machen, der betreffenden Behörde zur Kenntnis zu bringen, damit an dem Beschuldigten nach aller Strenge des Gesetzes das Verfahren eingeleitet werden kann. Die hiesige k. k. Polizeidirektion ist aufgefordert, in diesem Sinne sogleich eine polizeiliche Warnung zu entwerfen, diese lithographieren zu lassen und sämtliche

8*

Kreisämter und Landgerichte und mittels der Dekanate auch die Seelsorgestationen mit einer hinreichenden Anzahl Exemplaren zu beteilen.

Auf das baldige Erscheinen dieser Warnung wird nun das Landgericht aufmerksam gemacht. Das Kreisamt glaubt und hofft, daß die jungen Tiroler mit ihren außerhalb des Vaterlandes erworbenen Ansichten hierlands wenig Anhänger finden werden, insofern unsere Tiroler bedenken, was wir in ganz Österreich seit drei Monaten durch diese Schwindeleien Gutes erlangt haben.

Indes giebt es überall junge Leute ohne Erfahrung und mit warmem Blute, die zur Verführung reif sind, wenn nicht die patriarchalische Gediegenheit der vernünftigen Bevölkerung und die Aufsicht der Behörden die Verführung hindert. Deswegen müssen alle Gutgesinnten und die Behörden ihre Wachsamkeit verdoppeln, damit unser Land den Ruhm gesunden Verstandes auch jetzt behaupte.

K. k. Kreisamt Schwatz, am 6. Juni 1848."

Auch der Gouverneur Graf Brandis beeilte sich, als wir nahezu vollzählig wieder zurückkamen, uns unter Polizeiaufsicht zu stellen. Das bezügliche Dokument lautet:

„Von der k. k. Polizei-Direktion für Tirol u. Vorarlberg.

Nachdem sich die von Wien zum Behufe der Landesverteidigung hierher gekommene Tiroler Studenten-Kompagnie auflöst und der mögliche Fall eintritt, daß einzelne davon, statt sich in die Heimat zu

begeben, im Lande herumreisen und bei dieser Gelegenheit in ihrer Exaltation und bei der, der Jugend leichteren Empfänglichkeit für propagandistische Umtriebe, schädlich auf den Geist unserer ruhigen und friedlich gesinnten Bevölkerung einwirken könnten, so werden infolge hohen Präsidial-Erlasses vom 4. l. Mts. z. 2669 sämtliche Aufsichtsbehörden hiermit angelegentlichst ersucht, auf alle Umtriebe und Emissäre überhaupt das geschärfteste Augenmerk zu richten und gegen solche Individuen, welche durch ihre Handlungsweise zu begründeten Bedenken in obiger Beziehung Anlaß geben, nach aller Strenge des Gesetzes vorzugehen. Von allen in dieser Hinsicht vorkommenden Wahrnehmungen wolle ehemöglichst Mitteilung anher gemacht werden.

Innsbruck, 5. Juni 1848.

Der k. k. wirkliche Reg.-Rat u. Polizeidirektor
Nordberg."

Man sieht aus den Daten 4. und 5. wie rasch man hinter uns her war, weil der Anschlag in Storo glücklich vereitelt wurde. Die Auflösung der Kompagnie hatte erst am 12. Juni in Bozen stattgefunden.

F. Z. M. Graf Huyn, damaliger General-Stabs-Offizier der in Südtirol liegenden Division Graf Lichnowsky erzählte mir 36 Jahre später, er habe ein paar Wochen nachher, als wir schon in Storo lagen, dem Erzherzog Vorstellungen gemacht über die sehr gefährdete Lage der Wiener Studenten-Kompagnie in Storo und um Ablösung aus dem Grunde ersucht, weil es schade wäre, wenn diese Summe von Intelligenz, wie sie in dieser Kompagnie vertreten sei, große Ver-

luste erleiden würde, worauf ihm der Erzherzog erwiderte: „Wenn von diesen Kerls gar keiner mehr zurückkommt, um so besser!“ Graf Huyn war es, der ohne weiter zu fragen, uns am 22. Mai ablösen ließ.

Man trug uns jedoch die Wiener Märztage nach!

Dem Inhalte der mitgeteilten Erlässe Anmerkungen beizusetzen, ist wohl überflüssig — er spricht aus sich selbst. Als den Urheber desselben bezeichnet man den Grafen Brandis. Weil man von ihm weiß, daß er von seinen Überzeugungen keinen Schritt abgehe, und diese Überzeugungen nicht mit der jetzigen Zeitrichtung parallel gehen, so schiebt man ihm jede Maßregel, welche nur irgendwie ein dem neuen Umschwung der Dinge feindliches Gepräge hat, ohne weiters in die Schuhe. Hier ist nicht der Platz, eine Verteidigung dieses Mannes zu schreiben, dessen entschiedener Charakter mehr Achtung verdient, als der von den meisten Liberalen in ihrem lächerlichen Schwanken; nicht der Platz, hinzuweisen, daß viele von denen mit dem lautesten Geschrei auf ihn Steine werfen, welche um seine Wohlthaten den Speichel im Vorzimmer leckten; — eines aber sage ich aus sicheren Quellen: jenes Dekret ging nur mittelbar durch ihn, eigentlich aber vom Erzherzoge Johann aus. Dieser erfuhr nämlich, daß einzelne Mitglieder der Kompagnie ohne Rücksicht auf Zeit und Ort keine Mäßigung im Reden kannten, wie ich das bereits früher andeutete. Um vermeintlichen übeln Folgen vorzubeugen, gab er den Auftrag, schleunig obigen Erlaß auszufertigen und möglich schnell zu verbreiten. Brandis mußte für die Vollführung sorgen. Wie wenig das

Mittel ein geignetes war, zeigen die Folgen. Einmal kann man es gewiß nicht loben, daß wegen etlicher unachtsamer Schwätzer die ganze Kompagnie gebrandmarkt werde, denn wer soll da die Ausnahme machen, wo die allgemeine Bezeichnung Schwindelköpfe gebraucht wird? Diese Maßregel war aber auch nicht klug. Man konnte bei jetzigen Verhältnissen voraussetzen, daß die Sache nicht lange verschwiegen bleibe, und daß die daraus entstehende Gehässigkeit weit bedenklicher sei, als das Geplauder einiger Studentlein, deren Weisheit ohnehin nicht leicht jemand Vertrauen schenken dürfte. Zugleich war es unwürdig, dem Klerus so etwas zu übertragen, dieser hat weit höhere Pflichten, als jene geheimer Polizeispionerie. In politischen Dingne schadet eine Unklugheit oft mehr, als eine Schlechtigkeit.

Eh wir zu Bozen auseinandergingen, beschlossen wir die Fahne auf der Burg Tirol zu hinterlegen. Unser wenige zogen wir am 11. Juni hinauf durch die Weinberge von Meran: ich konnte ein Gefühl der Wehmut nicht ganz unterdrücken, als ich zum letztenmale diese Fahne, welche uns auf so weitem Wege durch so viele Gefahren geführt hatte, vor mir an der Spitze des kleines Zuges herflattern sah. Es war Mittag, als wir durch das Schloßthor traten. Im Rittersaale bildeten wir einen Kreis, noch einmal sangen wir das Lied: „Was ist des Deutschen Vaterland," noch einmal ließen wir vom Fenster aus die teure Fahne im Zug des Windes wallen, dann übergaben wir sie dem Kastellan. So sollte sie hier am würdigsten Platze im ganzen Land Tirol aufbewahrt bleiben, bis sie wieder eine Schar rüstiger Kämpfer dem Feinde entgegenträgt.

Als ich mich zu Meran von den wenigen, welche die Fahne begleitet hatten, verabschiedete, atmete ich auf und sagte: „Gott sei Dank, mein Kreuzweg ist zu Ende.“ Unter den gleichen Voraussetzungen hätte ich — abgesehen von allem andern, nie mehr eine Kompagnie der Art übernommen. Für das Jahr 1849 hatte ich von Roßbach, wenn es not thun sollte, die Erlaubnis, eine solche zu bilden, Unterinnthaler waren in Aussicht genommen. Ich war schließlich froh, daß es zu nichts mehr kam. Nach und nach hatte sich mir die Überzeugung herausgebildet, daß das Tiroler Schützenwesen veraltet sei, deswegen wurde es auch dem Militär eingegliedert. Später hätte ich wohl eine Kompagnie erhalten können, ich blieb jedoch im Hintergrunde und lehnte eine Anfrage ab. Es war gut; vielleicht wär' ich dann zum Militär übergetreten und hätte meinen eigentlichen Lebensberuf verfehlt.

Die Leistungen der Schützenkompagnie schlage ich nicht hoch an. Sie gingen nur an die Grenze, die Schlachtfelder lagen aber jenseits derselben. Ihr Verdienst ist ein strategisches: sie deckten die rechte Flanke der Armee, wenn etwa die Italiener eine Umgehung über Südtirol versucht hätten. Die Zahl der Toten und Verwundeten, welche die Schützen im Felde zurückließen, ist kaum nennenswert. Daß die Besiegten die Kosten zahlen mußten, ist selbstverständlich. In die Zukunft sehen wir nicht voraus. Gewiß ist eins: Verschwunden ist der alte Geist von 1809.

Zum Schlusse gebe ich das Zeugnis, welches mir Roßbach ausstellte und einen Brief desselben.

Sr. Wohlgeboren Herrn Dr. Adolf Pichler zu Absam.

Den ersten Teil Ihrer geschätzten Zuschrift vom 9. ds. aus Absam nehme ich zur guten Wissenschaft und werde seinerzeit die von Ihnen Empfohlenen zu rühmen wissen, insbesondere den Herrn Dr. med. A. Menzen aus Wien. (Er erhielt die goldene Medaille. P.)

Auf den zweiten Teil derselben habe ich die Ehre Ihnen zu eröffnen: daß mir nichts lieber wäre, als Sie an der Spitze einer neuen Kompagnie von braven Unterländern zu sehen, daß ich aber vorderhand keine hierzu aufrufen kann, mir aber besonders dieselben vorhalte, was sich in Bälde entscheiden muß — ich ersuche Sie nun, mir Ihren Aufenthalt anzuzeigen, wenn Sie die Nähe von Zell verlassen sollten. Mittels des Erziehungshauses-Kommando werde ich mit Ihnen korrespondieren, damit Sie keine unnötigen Auslagen haben — weil es Defensionssache ist. Was Sie und die Kompagnie dann antragen werden: Über die Grenze zu gehen, länger oder auf Kriegsdauer zu dienen, werde ich mit Vergnügen acceptieren. Daß die Schützen jenseits der Grenze ihre Löhne fortbeziehen, versteht sich von selbst und ich hoffe, Ihnen auch dann das Brot unentgeltlich vom Militärärar zu verschaffen.

Zulage wird wohl unter solchen Umständen von den Gemeinden versagt werden und ich glaube mit Recht, da in Südtirol jetzt schon die Einrichtung besteht, daß die agierenden Schützen täglich 1⅛ Pfund sehr gutes Roggen-Weizenbrot unentgeltlich erhalten, weil in den südlichen Gegenden kein gutes Brot zu bekommen ist.

Wollen Sie, verehrter Herr Doktor, dies den

wackeren Leuten in meinem Namen sagen, wie auch, daß ich auch sie nicht vergessen werde, wenn ich nur kann und darf.

Bozen, 12. September 1848.

Hochachtungsvoll
der Oberkommandant. G. Roßbach.

Sehr verehrter Herr Doktor A. Pichler!

Ich bin Ihnen sehr verbunden, daß Sie mir Ihren welschtirolischen Krieg verehrten. Wem könnte das so anmutig und farbenschön gehaltene, mit Kriegs- und Phantasiebildern durchschossene Buch interessanter sein als mir. Ich sage Buch, weil, obwohl Sie darin ganz offen auftreten und aussprechen, doch soviel durch die Zeilen lesen lassen, daß es für den Aufmerksamen zum Buche wird.

Und dann fallen mir eben die Neider ein; haben Sie doch solche, die nichts weniger als beneidenswert sind; die sollen einpacken und die größte Ehre in dem finden, daß ihr Hauptmann auch äußerlich ausgezeichnet ward, wozu ich Ihnen und mir Glück wünsche, mir, daß man mein Wort über Sie so honoriert hat. Ich finde mich dadurch in Ihnen geehrt und wollte ebenso die braven in Ihrer Kompagnie in ihrem Führer geehrt wissen.

Mich freut es, Sie in Tirol zu wissen, denn es dürfte bald eine Zeit kommen, in der ich wieder auf Sie rechne und jetzt um so begieriger auf Sie rechne, als ich weiß, daß Sie sich militärisch umsehen und tiefer in unser Wesen einzudringen suchen.

Welche Leistungen darf ich mir dann von einem Manne versprechen, der unter sehr ungünstigen Verhältnissen gleichsam als ein Führer aus dem Stegreif, sich so schon so ausgezeichnet benommen.

Ich grüße Sie freundlichst und beharre mit ganz besonderer Hochachtung

Trient, 7. Februar 1849. Ihr ergebenster

G. R. G. M.

So beschließe ich diese Erzählungen aus dem schicksalsreichen Jahre 1848. Die Erlebnisse in diesen Monaten haben mich um zehn Jahre älter gemacht und voll gereift, ich sah jetzt die Welt mit ganz anderen Augen an und betrachtete es als einen hohen Gewinn, daß ich aus so vielen Enttäuschungen rein hervorging für die Zukunft.

Nach vielen Jahren ergreife ich 1895 wieder die Feder, um die Schicksale unserer schwarz-rot-goldenen Fahne zu schildern, weil sie für die gegenwärtigen Zustände in Österreich nur zu bezeichnend sind.

Als sich die Kompagnie zu Bozen auflöste, wurde einstimmig beschlossen, sie auf der Stammburg Tirol zu hinterlegen. Bald jedoch mußte ich hören, daß man sie schlecht verwahre, auf Schießständen aushänge, bei Schützenzügen mittrage, ja sogar dem schlechen Wetter aussetze. Ich ließ sie nun nach Innsbruck bringen und hinterlegte sie im Museum. Dort kümmerte sich niemand darum, sie blieb in Wachsleinwand eingeschlagen in der Bibliothek stille und verborgen stehen. Erst beim Siegesfeste 1870 ließ ich sie holen und von X. Schilcher, einem alten Schützen der

Studentenkompagnie, im Zuge mittragen. Dann wurde sie wieder an ihren alten Platz gestellt. Darüber konnte man sich nicht beklagen; so lang das Museum nur einen Stock hatte, brachte man eben die Sachen unter, wie es ging. Da wurde ein zweiter gebaut und hier ein eigener Saal für Waffen, Fahnen und Erinnerungen aus den Kriegszeiten Tirols bestimmt. Unsere Fahne blieb jedoch daraus verbannt. Nun fragte ich vor etwa einem Jahre den Kustos, warum das geschehe? Er antwortete: Der Rat Schönherr leite die Aufstellung, die Fahne erscheine ihm zu deutsch, zu demokratisch, sie dürfte als Trikolore das Mißfallen der hohen Herren, die das Museum besuchen, erregen. Man müsse auf den Herrn Rat, dem das Museum viel verdanke, Rücksicht nehmen; ich solle mich gedulden, jener sei alt und nach seinem Tode werde die Fahne allsogleich aufgestellt. Der Herr Rat ließ sich natürlich nicht herab mit mir die Sache zu ordnen. Ich ließ sie vorläufig auf sich beruhen, um so mehr, weil diese Trikolore doch nur noch ein geschichtliches Denkmal war. Hatten doch auch andere Kompagnieen 1848 schwarz-rot-gold getragen und man war höheren Ortes sehr froh um diese Farben, die damals die Grenze deutschen Bundesgebietes bezeichneten und so vor dem Angriffe der Welschen schützten.

Nach einigen Monaten fragte ich wieder.

Die gleiche Antwort.

Ich setzte mich nun mit G. Vittorelli, dem Oberleutnant der Kompagnie und J. Profanter, ihrem Leutnant ins Einvernehmen, sie sollten den Vorstand des Museums zu Bozen fragen, ob er bereit sei, die Fahne zu übernehmen und ihr einen angemessenen Platz einzu-

räumen? Als die Antwort bejahend erfolgte, ersuchte ich den Kustos des Ferdinandeums, Fischnaller schriftlich, sie mir auszuliefern. Die Bemühungen des Vorstandes Professor Wieser, der von der ganzen Angelegenheit nichts wußte, die Sache auszugleichen, blieben erfolglos, das Mißtrauen war einmal wach: „Die Fahne konnte später einfach verschwinden und wer sollte sich dann ihrer annehmen?" Diesen Einwand fand ich nicht ganz unberechtigt. In dem Brief an das Museum zu Bozen sprach ich den Wunsch aus, man möge die Fahne an dem Tage, wo ich sterbe, mit einem Cypressenkranz schmücken.

Aus dem Schreiben Profanters entnehme ich folgende Stelle: „In Bozen ist sie am rechten Orte, ein herrliches Angedenken unserer Jugend, den jetzigen ledernen Jungen als ein Mahnruf aus der Vergangenheit, aus der Zeit, wo ideale Begeisterung in den Herzen für Freiheit und Vaterland."

Ähnlich äußerte sich Vittorelli: „Die Fahne gehört nach Bozen! In Südtirol haben wir sie dem Feind entgegengetragen, auf den Höhen von Nago pflanztest Du sie auf und weithin leuchtend spielten die deutschen Farben über den blauen See im Abendwinde, der unser deutsches Lied in die welschen Lande trug. Wie oft war sie Zeugin unserer reinen jungen Begeisterung. In Bozen sah sie unsere Auflösung, ihr wackerer Träger Ed. v. Weinhart liegt im Etschlande begraben, wie so viele unserer Kameraden, die wenigen noch übrigen Getreuen werden dafür sorgen, daß die allein uns überlebende Fahne auch von der Nachwelt in Ehren gehalten werde." —

Am fünften März 1895 Vormittag übergab ich sie dem Knecht des Handlungshauses Meyer, das die Versendung nach Bozen übernommen hatte. Noch einmal entfaltete ich sie — o meine Fahne! — es war ein tiefer Seufzer, mit dem ich sie an die Brust drückte und von ihr Abschied nahm. Ich verfügte noch, daß mein Porträt von A. Reissacher, das mich als Schützenhauptmann darstellt, nach meinem Tode dem Museum zu Bozen übergeben werde. Die Antwort vom 18. März 1895 lautet:

„Herr Dr. Profanter hat uns gestern, zugleich mit Ihrem geehrten Schreiben, die Fahne der Wiener Studentenkompagnie von 1848 überreicht. Indem wir dieselbe mit größter Freude über die uns damit zugefallene schöne Aufgabe unter bereitwilligster Zusicherung betreffs Einhaltung der daran geknüpften Bedingungen hiermit übernehmen, sprechen wir dafür unsern verbindlichsten Dank aus und wir erklären, treue Hüter dieses hochinteressanten historischen Erinnerungsstückes wie des Andenkens derjenigen sein zu wollen, die unter dieser Fahne gekämpft haben.

Mit dem Ausdruck unserer besonderen Hochachtung für den Museumverein in Bozen

Georg Eyrl, Obmann."

Es erübrigt nur noch Beiträge zum Bilde des kaiserlichen Rates David R. v. Schönherr zu liefern, denn die ausführliche Biographie — wohl aus seiner eigenen Feder — bringt Wurzbach.

Das Häuschen am Kniepaß bei Reutte, wo er das Licht der Welt erblickte, habe ich noch, wenn auch schon

unbewohnt, aufrecht gesehen; jetzt ist es längst zu Schutt zerfallen. Vom Gange seiner Studien weiß ich wenig, ich lernte ihn als Student den Studenten kennen, kann jedoch über meinen Verkehr mit ihm nichts berichten. Er ging dann in die Theologie nach Brixen und trat bald mit Ignaz Zingerle als Noviz ins Benediktinerstift Marienberg. Hier wurde es beiden zu heiß, sie haben wie das Schnaderhüpfl sagt: „Die Kutten aufg'hängt und sind den Madeln nachg'sprengt." Mit welchen Studien er sich dann zu Wien beschäftigte, wüßte ich nicht anzugeben, ich erinnere mich nicht, daß ich ihn irgendwo getroffen hätte. In den Märztagen hat er sich gewiß nicht kompromittiert. Nach meiner Heimkehr fand ich ihn als Redakteur der Schützenzeitung. Doktor Schuler lieferte zwei sehr beachtenswerte Aufsätze: „Der Frieden von Villafranca" und „Tirolische Gedanken". Schönher praktizierte nebenbei bis 1866 in der Kanzlei des Hofrats Klingler, der das Referat über Militärsachen hatte, dann erhielt er einen Platz im Archiv der Statthalterei. Unvermutet wurde er zum Direktor desselben ernannt. Das veranlaßte allerlei Nachreden. Dieses Mal hat jedoch die Protektion den richtigen Mann gefunden. Er erwarb sich Verdienste; aus den staubigen Akten zog er interessante Beiträge zur Geschichte Tirols und tirolischer Kunst, namentlich beschäftigte ihn das Denkmal des Kaisers Max in der Hofkirche. Für diese Arbeiten erhielt er den Doktorhut von der Universität Zürich, wo ihn Lübke empfahl. Durch Heirat wurde er wohlhabend und so nach allen Seiten gesichert. Diese äußeren Erfolge steigerten sein Selbstbewußtsein auf das Höchste. Was

seinen Charakter anlangt, so sagte Greuter in seiner drastischen Weise: „Er ist Achillesferse vom Scheitel bis zur Sohle." Namentlich zeichnete er sich als Hoftiroler aus und das trug vielleicht mehr zu seinem Fortkommen bei als seine immerhin thatsächlichen Verdienste. Ein Zug charakterisiert ihn: Als der deutsche Kaiser Wilhelm zu Salzburg war, rühmte sich Schönherr, vor diesem Herrn nicht den Hut gerückt zu haben, wie er denn überall gegen die Deutschen eine feindselige Gesinnung zur Schau trug. Wenn er mich gelegentlich in seinem Blättchen mit Kot bewarf, sei es ihm, wie so vielen andern, verziehen und ich hätte ihn überhaupt ohne die Fahne gar nicht erwähnt!

Requiescat in pace!

Am 25. April 1898 erhielt ich von T. Profanter einen Brief:

„Lieber Hauptmann!

Wien und Tirol haben beschlossen, den Tag von ponte tedesco zu feiern. An diesem Tage, den 12. Mai, werden wir die schöne Julie, unsere Fahne, die durch Deine kräftige Verwendung jetzt im hiesigen Museum steht, bekränzen und im Versammlungslokale aufpflanzen. Es kann ein schöner Tag werden. Eine seltene, vielleicht die einzige und letzte Zusammenkunft. Wenn Du kannst, komme, wir freuen uns, Dich in unserer Mitte zu haben. Es grüßt im Namen aller

Dein

Profanter."

Ich mußte ablehnen; fast bis Mitte März hielt mich

die Influenza im Bett, daran hängte sich die Gicht an, die mit Unterbrechungen bis Anfang Mai dauerte.

Am 11. telegraphierte ich nach Bozen:

„Heil den noch lebenden Waffenbrüdern, den toten treue Erinnerung!"

Am 12. erhielt ich die Antwort:

„Gruß der versammelten Waffenbrüder Dir, dem alten Hauptmann, in treuer Erinnerung. Bozen, 12. Mai 1898."

Daran schließe ich den Bericht der Bozener Zeitung von Dr. T. Profanter:

„Bald nach den Märztagen im Jahre 1848 kamen von allen Seiten des Reiches Forderungen und Verlangen nach Wien. Auch Tirol schickte seine Abgeordneten, diese aber wollten nur etwas Geld und gute Waffen, um die von den Welschen angegriffene Südgrenze ihres Landes schützen zu können.

Durch diese Nachricht der vom Feinde bedrohten Heimat mächtig ergriffen, traten hundertfünfunddreißig junge Männer, Tiroler, Vorarlberger Studenten der Wiener Hochschule, Juristen, Mediziner und Techniker zusammen und bildeten in einer in der Aula der Universität abgehaltenen Versammlung eine freiwillige Kompagnie, um dem gefährdeten Lande zu Hilfe zu kommen. Es war dies die erste Kompagnie der damaligen Landesverteidigung. Es waren dabei viele Söhne der ersten Familien des Landes und viele talentvolle Leute, die später in hoher Stellung in Amt und Würden waren. P. Haspinger, der Rotbart von 1809, ein 72jähriger Greis, trug sich selbst als Feldpater an und zwei Enkel des Andreas Hofer traten ebenfalls

ein. Die Offiziere wählten sich die Studenten selbst aus ihrer Mitte. Am 15. April war der Auszug und als die wackere Schar, voran die schwarz-rot-goldene Fahne, mit ihren blitzenden Waffen und dem Stutzen hoch, aus dem Riesenthore des Stefansdomes, in dem der Bischof Angerer die Fahne weihte, heraustrat, entstand von der auf dem Platze und den Straßen dicht angesammelten Menge ein Gebrause von Rufen und Grüßen bis zum Bahnhofe. Es war ein Abschied rührend, erhebend und großartig. So mögen einst die Fabier aus Rom gegen den Feind gezogen sein.

In Eilmärschen und überall festlich empfangen, ging es dem Lande zu und Ende April standen die Studenten an der äußersten Südgrenze bei Rocca d'Anfo mit einer Kompagnie Tiroler-Jäger nahe dem zahlreichen Feinde gegenüber.

Die erste Zeit füllten tägliche Alarmierungen und ein strenger nächtlicher Rundgang aus. Am 12. Mai kam es zu einem ernsten Zusammentreffen mit dem Feinde bei ponte tedesco, einer Brücke über die Chiese im Thale am Idro-See. Die Welschen kamen mit Kanonen angefahren und schossen mit Kartätschen, die Studenten hatten nur ihre Stutzen. Das Gefecht dauerte lange Zeit, der Feind konnte die Brücke nicht erzwingen, so gut wurde sie von den Studenten und Jägern verteidigt. Es war ein heißer Tag. Hier fiel der Friese, der Sohn des Professors aus Innsbruck und fünf Kameraden waren verwundet, darunter schwer Purtscher durch einen Streifschuß am Kopfe und Pernstein, der, ein virtuoser Fortepianospieler, zwei Finger der rechten Hand verlor.

Die Welschen luden aber zwei Wagen mit Toten und Verwundeten und mußten sich zurückziehen.

Die Kompagnie hatte ihre Feuertaufe bestanden und hatte sich tapfer gehalten.

Das Andenken dieses Tages zu feiern beschlossen die noch lebenden Mitglieder und als Versammlungsort wurde Bozen bestimmt.

Im Versammlungsorte wurde die bekränzte schwarz-rot-goldene Fahne aufgestellt. Sie war ein Geschenk des Dr. Andreas Gredler in Wien, dessen Tochter Julie die Patin war, daher die Fahne von allen „die schöne Julie" hieß.

Aufgestellt wurde auch die naturgetreue Kopie des prachtvollen Bildes von Professor Alois Schön: „Frieses Tod bei ponte tedesco".

Von den hundertfünfunddreißig leben noch achtzehn und von diesen sind erschienen acht.

Allseitiges Grüßen und warmer Händedruck, mancher sah die andern seit 1848 nicht mehr. Dann wurde die Kompagnieliste verlesen und der Toten mit Trauer und Wehmut gedacht. Dann ging es ans Erzählen, jeder hatte aus seinem Gedächtnisse zu berichten, um die Begeisterung jener Zeit wach zu rufen, von der alle mächtig ergriffen waren. Wie lebhaft diese in den Herzen noch fortlebt, möge der Brief des Hauptmanns zeigen, der jetzt verlesen wurde:

Lieber Freund!

Möchte so gerne der Einladung folgen, möchte gerne noch einmal unsere Fahne über meinem grauen Haupte flattern sehen, aber ob ich meinen morschen Leib der

Eisenbahn nach Bozen anvertrauen darf, ist die Frage. Ich bin schlecht daran. Küsse die schöne Julie in meinem Namen, drücke den treuen Waffenbrüdern zum ewigen Abschied die Hand. Bald wird auch der letzte von uns bei der großen Armee eingerückt sein.

Ich schreibe dieses mit tiefer Rührung und gedenke wehmütig der herrlichen, begeisterten Tage unsrer Jugend.

Dein alter Pichler.

Ein zweiter Brief wurde verlesen und schreibt Dr. Waibl, Bürgermeister von Dornbirn:

Lieber Freund!

Es war schön von Euch Boznern, daß Ihr die schöne Julie zu Euch genommen und ihr für den 12. d. Mts. den wohlverdienten Ehrentag bereitet habt. Wie gerne möchte ich bei Euch sein, wie gerne die alten Kriegskameraden beisammen sehen, wie gerne möchte ich noch unsere Julie umarmen und küssen, die Fahne, der wir treu geblieben und treu immer bleiben werden. Grüße, die herzlichsten, an die alten Waffenbrüder.

In treuer Erinnerung

Dein alter Kamerad Dr. Waibl.

Die Freunde aber saßen noch lange beisammen beim gastlichen Mahle, im trauten Gespräche und glücklich noch einmal die frühere Begeisterung in ihren alten Tagen wach gerufen zu haben. Dann den letzten Kuß und Händedruck, es ging ans Scheiden. So endete das schöne Gedenkfest."

Aus den Oktobertagen.

Motto:

Wehe denen, die Böses gut, und Gutes böse heißen, die aus Finsternis Licht und aus Licht Finsternis machen, die aus Sauer Süß und aus Süß Sauer machen! Jesaias V, 20.

Ich hatte Wien am 15. April 1848 verlassen, um mit der akademischen Schützenkompagnie für die Verteidigung der Tirolergrenze mitzuwirken, und kehrte erst Anfangs Oktober wieder dahin zurück. Sei es nun, daß der Aufenthalt in den Bergen der Heimat mich dem Treiben der großen Stadt entfremdet hatte, oder daß wirklich ein Dämon neue bisher verborgene Gestalten ans Licht gerufen: mir kam vor, als habe ich nie so viele unheimliche Gesichter versammelt gesehen; da, dort die Farbe der roten Republik, ein wirres Durcheinandertreiben, daß nur zu bald die Ahnung aufsteigen mußte, es sei wieder ein Ereignis in nächster Aussicht. So geht dem Erdbeben eine drückende Schwüle voraus, niemand kann den Zusammenhang bestimmen, aber die folgenden Schrecken bestätigen nur zu sehr die ungünstige Voraussetzung. In das innere Getriebe der Leidenschaften zu blicken, die gegrabenen Minen zu er-

forschen, war dem Neuangekommenen nicht vergönnt, um so weniger, da mich beständig unaufschiebbare Geschäfte in Anspruch nahmen. So rückte der 6. Oktober heran. Die Begebenheiten desselben sind bereits von Augenzeugen hinlänglich geschildert, ich hielt mich ferne, denn ich wollte meine Waffen, die ich in einem ehrenvollen Kampfe getragen, hier, wo Bürger gegen Bürger stritten, nicht besudeln. Wie bekannt, war die unmittelbare Ursache von allem, daß Pöbel und Nationalgarden den Abzug von Militär, das dem Banus gegen Ungarn helfen sollte, gewaltsam verhinderten. Ein an der Taborbrücke entstandes Gefecht zog sich bald in die Stadt hinein, wo es Bürger und Studenten, obwohl auch Bewohner des Kärnthnerviertels feindlich gegen sie auftraten, siegreich durchführten. Später erfolgte die grauenvolle Ermordung Latours, bei der Wien den schrecklichen Beweis lieferte, daß Menschengefühl selten in den aufgereizten Volksmassen zu finden sei. Wer den Gang der Ereignisse und das Eingreifen der Menge unbefangen beobachtet, und sein Urteil von Thatsachen, nicht von schwärmerischen Träumen abhängig macht, wird mit tiefem Schmerz zugeben: jene hehren Begriffe von Freiheit und Gleichheit, die unsere Jugend begeistern und die Thatkraft des Mannes herausfordern, seien zwar als Ideale die Zielpunkte des Strebens der Besten, können aber ihre Verwirklichung in den Massen schwerlich jemals hoffen. Die alten durch die Märzwoche so unerwartet aufgehobenen Zustände wird nur ein in Sünden verrotteter Büreaukrat zurückwünschen; die Zügellosigkeit aber und jene freche Selbstsucht, die einst vor dem Throne kniete und in den

Ministerhotels antichambrierte, während sie jetzt mit der Jakobinermütze vor der souveränen Bluse hündelt, erfüllen mit Grauen und Ekel. Wie nahe liegt hier der Gedanke einer alles rächenden Nemesis! Die Nacht schien das Gemetzel zu beenden; plötzlich aber, als wär' es im Bewußtsein des begangenen Frevels, schrieen die Volksmassen nach Waffen, um sich gegen die Folgen der That zu sichern und stürmten im wilden Schwall gegen das von Soldaten besetzte Zeughaus. Ich kann nicht beschreiben, wie mich der dumpfe Donner des Geschützes, der fernher in mein einsames Zimmer drang, erschütterte. Für einen, der die Waffen liebt, giebt es kaum etwas schmerzlicheres als an einem Kampfe, der in unmittelbarer Nähe stattfindet, aus fester Überzeugung nicht teilnehmen zu dürfen. Gegen Morgen hörte das Feuer auf, das Militär, in seiner Stellung zu schwach, öffnete die Thore des Zeughauses und übergab es der Volkswehr und akademischen Legion.

Gegen Mittag ging ich in die Stadt, um mir aus den Spuren der Verwüstung ein Bild des stattgehabten Gefechtes zusammenzusetzen. Das Schottenthor war bis auf einen engen Zugang geschlossen und durch vorgelegte Pflastersteine verrammelt, gleich dahinter sperrte eine Barrikade, der man es wohl ansah, daß sie nicht von Leuten, welche die Wirkung des schweren Geschützes zu beurteilen wissen, gebaut ist, die Straße. Durch eine Lucke drohte der Schlund einer geraubten Kanone, auf dem Kamm standen Arbeiter und Studenten um die schwarz-rot-goldene Fahne und sangen ein lustiges Lied. Auf allen Wegen zum Zeughaus begegneten mir zahlreiche Scharen von Leuten, welche Waffen jeder

Art davon schleppten. Es war ein buntes Gemenge: hier ein Bube, der kaum unter einem rostigen Helm hervorgucken konnte, dort ein anderer mit einer alten elfenbeinausgelegten Flinte, hier wieder ein Bauer die blaue Schürze umgebunden mit Pike und Karabiner, dort ein Akademiker in Kürassierharnisch den langen Raufdegen eines spanischen Hidalgo schwingend. So wurde manches Denkmal ruhmvoller Siege fortgetragen, um dann später von Schlossern und Juden für etliche Groschen auf immer vertrödelt zu werden. Man wird den Schmerz bei diesem Anblick entschuldigen. Kokettiere, wer da will, mit dürren Stammbäumen und dynastischem Stolze, daran liegt nicht viel; was aber groß und ehrwürdig schien für alle Zeiten, sieht der denkende Mensch nur mit Trauer entehrt und verwüstet.

Die Wände des Zeughauses so wie der Gebäude gegenüber trugen die häufigen Male der Kartätschen- und Flintenkugeln. Eines Umstandes will ich erwähnen, den meine frommen Landsleute in Tirol gewiß als ein Wunder deuten. Eine Schar Menschen betrachtete neugierig die Statue der heiligen Jungfrau mit dem Christkind auf dem Arm in der Nische über dem Thore des Zeughauses. Obwohl an der Mauer ringsum die Kugeln so zahlreich eingeschlagen hatten, daß man oft auf einer Spanne Raumes zwei bis drei Löcher sah, so wurde doch das Bild nicht getroffen, nur der Saum des roten Kleides zeigte die Spur unbedeutender Verletzung. Ich wandte mich gegen die hohe Brücke, da duftete mir überall aus den Blutlachen der frische Mord entgegen, denn hier lagen die Toten

haufenweise geschichtet. Mit Schaudern erinnerte ich mich jener Verse des Äschylos, wo Kassandra beim Eintritt in die Hallen des Atridenpalastes die verübten Gräuel ahnt und sich entsetzt abwendet. Es war der Geruch einer Schlachtbank, mir schien als schaute ich jene Schreckensgestalten der Erynnien, welche der Geist des Dichters im Blutdampf aufsteigen sah.

Von hier ging ich auf den Hof, dort stand der dreiarmige Gaskandelaber, wo Latour nackt und verstümmelt die ganze Nacht hindurch hing. Volksmassen drängten sich am Platze, bisweilen hörte man einen Sanskulottenwitz über den Rest des Strickes, der droben im Wind hin und her schwankte. Die Ladenthüren in der Nähe und bis zur Bognergasse waren trotz des Eisenbeschlages überall durchschossen, das gleiche Schauspiel bot sich an der Ecke gegen den Stock im Eisen. Unterdes war es dunkel geworden; auf dem Pflaster glitzerten im Licht der Gasflammen wie Eisnadeln unzählige Splitter von zertrümmerten Fenstern. Der Stephansdom mit seinen Steinblumen stand ernst und düster in der Dämmerung, auf dem weiten Platze wogten summend die Menschen hin und her: Buben und Weiber schrieen mit widerlich gellender Stimme Karikaturen und Tagblätter aus. Ich flüchtete mich aus dem wüsten Gedränge in die stillen Hallen des Gotteshauses. Hier fand ich Raum und Ruhe genug, denn die Menschen hatten jetzt keine Zeit zum Gebet, und der wilde Lärm von draußen fand keinen Wiederhall in diesen hehren Bogenwölbungen, deren Dunkel zwar die emporwachsenden Pfeilerbündel erreichten, aber nicht mehr das Auge. Schweigen des Grabes

herrschte hier — eine Mahnung der Unendlichkeit an das nur mit Vergänglichem beschäftigte Herz. Ich verweilte lange, besonders drängten sich meinen Gedanken unwillkürlich die Sprüche des Propheten Jeremias auf: „Rüstet euch zum Kriege wider sie; wohlauf, laßt uns hinaufziehen, weil es noch hoch am Tag ist! es will Abend werden und die Schatten werden groß. Wohlan so laßt uns auf sein, und sollten wir bei Nacht hinaufziehen, und ihre Paläste verderben. Fället Bäume und machet Schütte wider Jerusalem; denn sie ist eine Stadt, die heimgesucht werden soll!"

Sonst hätte das herrliche Herbstwetter Scharen von Städtern hinausgelockt zur Weinlese auf den Rebenhügeln ringsum; jetzt lastete trübe Ungewißheit auf dem unglücklichen Wien, und wenn jemand die Thore verließ, war es nicht deswegen, weil ihn die reifen Trauben anlockten, sondern er eilte mit banger Ahnung aus den bedrohten Wällen, um nicht mehr sobald dahin zurückzukehren. Es war der 9. Oktober. Schon begann es zu dämmern, als ich die Hofbibliothek verließ, mich ein wenig in der Stadt umzuthun. Über den Josephplatz liefen Menschen in voller Unordnung, auf deren Gesichtern man leicht lesen konnte, es müsse wieder etwas los sein. Auf meine Frage wurde geantwortet: Jellachich ziehe heran, ja sei bereits im nahen Schwadorf eingerückt. Auf der Aula bestätigte man das eben vernommene als zuverlässig. Überall standen Gruppen mannigfaltig gemischt und bewaffnet in der ernsten Beratung, wie man den verhaßten Ban vernichten solle. Ohnehin hieß es, er habe nur etwa 2000 Mann Lumpengesindel, welche die Schnellfüßig-

keit vor dem Schwerte der ritterlichen Ungarn gerettet habe. Daß es vielleicht nur die Vortruppe sei, daran dachte niemand, viele jubelten schon über die Dummheit Jellachichs, der so recht dem Stricke entgegenlaufe. An der Treppe der Universitätskirche saßen die rußigen Bahnarbeiter, wie es schien mehr zur That als zum Wort aufgelegt; in der Faust trug jeder eine fünf bis sieben Fuß lange Eisenstange, welche unten zu besserer Führung einen Handgriff hatte, nach oben in eine breite scharfgeschliffene Lanzenspitze ausgeschmiedet war. Das Universitätsgebäude verleugnete jede Spur seiner ursprünglichen Bestimmung; der ernste Geist der Wissenschaft schien für immer vor dem Lärm des Kasernenlebens gewichen zu sein. In den Hörsälen lag Stroh ausgebreitet, auf dem Soldaten und Studenten die Waffen an der Seite ganz gemütlich schliefen, von den Wänden schauten verwundert die Bildnisse der hochansehnlichen gelahrten Herren nieder, welche hier einst ihre Foliantenweisheit vortrugen. Einem mit ungeheurer Alongeperücke war das Gesicht ausgeschnitten und dafür eine Affenlarve eingesetzt. Dort, wo einst der Katheder stand, bot eine eben nicht züchtige Dirne Cigarren und Mohnkuchen feil, in der Mitte des Saales hockte auf umgestürzten Bänken eine lustige Schar von Rauchern, die sich über ein Studentlein lustig machten, das in einem Reiterküraß mit dem großen Helme aussah wie eine Maus unter dem Topf. Andere schwangen halbtrunken Blechschalen mit Zehentwein, den irgend jemand der Aula verehrt hatte. Diese bildete in der That den Ausgangspunkt jeder Maßregel, die eine kräftige Durchführung forderte, denn die Feuerköpfe

hatten hier weder Rast noch Ruh, und würden gewiß, wenn ein Anlaß zum Handeln fehlte, ihn vom Zaun gebrochen haben. Es ist klar, daß die Wiener Universität, wenn sie in diesem Zustande verblieben wäre, auch nicht einmal den bescheidensten Ansprüchen, wie sie der Staat an eine Lehranstalt zur Bildung seiner Bürger stellen muß, entsprochen hätte. Alle Fugen waren gesprengt, wer sollte die Glieder einrenken! Da war wohl mancher Hamlet, der vom Weltgeiste salbaderte, aber kein Mann zu handeln mit genialer Kraft. Das war die schwerste Schuld, die auf den Machthabern der Vergangenheit lastete: daß sie aus Furcht und Selbstsucht nirgends die Bürger für den Staat erzogen; nun tobte das Volk unaufhaltsam wie bei den Klängen von Oberons Horn; die es bliesen, waren selten rein, oder bloße Phantasten, viel häufiger kalt rechnende Spekulanten, die mit einer Art Mauschelpolitik ihr Profitchen im Trüben suchten.

Später ging ich vom Platze auf die vorliegende Dominikanerbastei. Der Zugang war durch eine kleine Barrikade geschlossen, hinter der Arbeiter und Dirnen an einem Feuer kauerten. Diese holden Wesen erhoben sich alsogleich zum zärtlichsten Gruße. Eine davon hängte sich an meinen Arm: „Es sei denn doch eine rechte Freude, daß die Akademiker überall hinkämen nachzusehen!“ Dann folgten einige obligate Zoten, während ihre Schwestern in einer schmutzigen Pfanne irgend ein Gebräu sotten und die Arbeiter Erdäpfel brieten. Nach einer Weile gelang es mir loszukommen. Die Bastei war bereits von Studenten und Arbeitern besetzt; denn die von Auersperg im

Schwarzenberg-Garten genommene Stellung, wo er eben so leicht angreifen als schwer angegriffen werden konnte, ließ keine guten Absichten vermuten. Wachen schritten langsam auf und nieder, während die übrige Mannschaft in Vertiefungen am Feuer lagerte und der Weinflasche tüchtig zusprach.

Die übergegangenen Grenadiere gaben Kasernenwitze zum besten, überlautes Gelächter erscholl wie Hohn; mancher von diesen Soldaten schien so die Aufregung des Gemütes und das Nachdenken über die Folgen seiner That zu betäuben. Auf der Brustwehr waren Steine geschichtet, um sie den Stürmenden auf den Kopf zu schleudern; jeder Zugang konnte durch den wirksamen Ertrag des Geschützes mit Kreuzfeuer bestrichen werden, alles bewies den Ernst, mit dem man einer etwaigen Belagerung die Stirn zu bieten entschlossen war. Legionäre und Nationalgarden sprachen voll Zuversicht; jeder, der nicht beistimmte, kam in Gefahr, als Feind der Freiheit angesehen zu werden; wie man nicht bloß Andersdenkende terrorisierte, sondern auch solche, welche an und für sich dem alten System abhold, zur Mäßigung rieten, schimpflich verdächtigte. Jede offene Rede war gehemmt: so hatte sich die Wiener Freiheit eine Polizei geschaffen, welche nur um so verwerflicher war, als sie im heiligen Namen der Freiheit geübt ward.

Wie bei einem Landregen die Wolken aus allen Windrichtungen aufsteigen, sich erst zerteilen und dann dichter wiederkehren, gleichsam als zögerten sie, die Wasserströme niederzugießen, so auch deuteten finstere Zeichen: bald alles verachtende Keckheit, bald vor allem

bebende, entnervende Angst, daß sich nach und nach das Maß der Schrecken für Wien erfülle.

In der Nacht vom 12. auf den 13. hatte Auersperg seine feste Stellung am Belvedere, aus der ihn der Reichstag vergebens hinauszuschwätzen versuchte, in aller Stille aufgegeben, um sich, woran Einsichtige gar nicht zweifelten, mit Jellachich, dessen Vorposten bereits in Simmering standen, zu vereinigen. Der Abzug geschah mit solcher Eile, daß mit andern Gerätschaften sogar eine Fahne vergessen wurde. Wie es sich von selbst versteht, wurde das als Flucht ausgelegt, und die Fahne als ein Siegeszeichen vom Volk mit lautem Jubel auf die Aula gebracht. Nachsuchende fanden auch etliche gräßlich verstümmelte Leichen, darunter die eines Technikers. Die Finger waren abgehackt, von den Gliedern große Stücke Fleisch weggehauen, andere Teile viehisch zerquetscht. Man kann sich leicht vorstellen, wie sehr dieser Anblick alles empörte. Kaum erzählt die Geschichte vom Raubgesindel Ezzelins oder den Söldnerbanden des dreißigjährigen Krieges ähnliche Mißhandlungen. Dem Frevel innerhalb der Mauern folgten die Unthaten außerhalb der Mauern, jede Versöhnung ward dadurch fern gerückt, so daß man mit Bangen der Zukunft entgegensehen mußte, wo die Erbitterung offenen Kampfes jede Rücksicht der Menschlichkeit lösen würde.

Durch den Abmarsch der Truppen aus der bisherigen Stellung war die Linie frei geworden, ich wollte daher sehen, wie und wo die Kroaten stünden. Auf dem Glacis liefen überall Herden ungarischer Ochsen und Schafe herum, welche man aus Furcht vor der

Wegnahme durch das Militär nicht mehr ins Freie zu treiben wagte. Sie ließen sich's auf der ungewohnten Weide, wo sonst schöngeputzte Städter lustwandelten, recht wohl sein. Dazwischen rannten Bewaffnete hin und her, so daß mich nur wunderte, warum nicht zur Vervollständigung der Idylle der Hirtenbube statt der Geisel eine Muskete trage. In der Vorstadt Wieden war überall das Pflaster aufgerissen und bis an den Wall hin zu Barrikaden verwendet. Dort standen fünf Kanonen, Bürger dabei, welche behaglich ihr Pfeifchen schmauchten und den Mägden, die im langen Zuge wie die Ameisen durchs Thor hinausgingen, zusprachen, ja soviel Mehl und Gemüse als immer möglich aufzukaufen. Da man mir den Durchgang versagte, so erstieg ich die Linie, um von dort aus die Gegend zu überschauen. Der Tag war sonnenhell und licht, nicht zu warm, ganz geeignet für eine Schlacht, die Umrisse selbst der fernsten Gegenstände gränzten sich so klar und scharf ab, daß ein Schütz zum Scheibenschießen kein besseres Wetter wünschen könnte. Vor mir standen die Bauten des Gloggnitzer Bahnhofes, der, wenn es zu einer Belagerung kommt, gewiß stets einer der bestrittensten Punkte im ganzen Umkreis bleiben wird, indem er beinahe festungsartig mit seinen Wehrmauern und Erdaufwürfen, auf denen die Schienen liegen, sowohl die Stadt als die Fläche vor ihr beherrscht. Links dehnt sich Simmering gegen Ost mit dem St. Marrer Friedhof, den als einen wichtigen Anhaltspunkt der Verteidigung das Militär besetzt hielt. Von einem Vorsprung der Schanzen schauten viele Menschen mit Fernrohren auf das Laarwäldchen.

Dort sah man hin und wieder Bajonette blitzen und Haufen von Soldaten in reger Bewegung. Es waren die Vorposten der Kroaten, kaum eine halbe Stunde entfernt. Beim Fortsetzen des Weges gelangte ich an eine Stelle, wo der Wall in der ganzen Breite durchbrochen war, um für einen Kanalbau Raum zu schaffen. Vor die Öffnung waren Ziegelsteine hingeworfen, ein so schwaches Bollwerk, daß man eben nicht die Sprungfertigkeit eines Remus brauchte, um darüber wegzusetzen. Plötzlich donnerte an der St. Marxer Linie eine Kanone, mehrere Schüsse folgten, auf dem nahen Kirchhof bemerkte man einzelne Plänkler, die ihre Musketen gegen den Wall losfeuerten. Es war nicht recht denkbar, daß ein Angriff erfolgen sollte, man bemerkte ja sonst nirgends auf der weiten Ebene eine Bewegung größerer Heeresmassen. Nur am Waldsaum wurde eine Tirailleurkette sichtbar, die sich aber, weil das Feuer bald aufhörte, wieder langsam zurückzog. Ich zweifelte keinen Augenblick, man habe wieder einmal aus einem kleinen Mißverständnis in die Luft geschossen. So war es auch. Einzelne Kroaten hatten sich unvorsichtig den Vorposten genähert; im Übermaße des guten Eifers wurde gleich mit Kanonen dareingewettert. Das erinnerte mich an die welsche Artillerie im letzten Kriege, die ebenfalls, wo nur ein Mann sichtbar wurde, ein paar Stückkugeln fliegen ließ — den Schützen und Soldaten freilich nur zum Spaße.

Eine andere Veranlassung zum Alarm gaben auch häufig die Neubewaffneten; man war des Lebens nicht sicher: alle Augenblicke ging irgend einem die Muskete los. Eine Anekdote ist sehr bezeichnend. Beim Ma-

növer sollte ein Gardist schießen; er mochte jedoch abdrücken, so oft er wollte, es brannte zwar das Zündkraut auf, der Lauf entlud sich nie. Der Feldwebel nahm das Gewehr und bohrte mit einer Nadel ins Zündloch. Unser wackerer Gardist hatte nämlich die Patrone samt der Hülse in den Lauf gestoßen, so daß erst das Papier durchstoßen werden mußte, um das Entzünden des Pulvers möglich zu machen. Nun feuerte er, bekam aber einen so heftigen Stoß, daß er rückwärts taumelte. Schnell ließ er das Gewehr fallen. Der Feldwebel hieß es aufheben, jener aber rief: „Um Gotteswillen laßt es liegen, es geht noch fünfmal los!“ Er hatte nämlich sechs Patronen geladen. Abgesehen von den vielen Lächerlichkeiten, die bei solchen Gelegenheiten wohl auch anderswo vorkommen, scheinen die Verteidiger der Stadt den Satz durchaus nicht begriffen zu haben: im Krieg brauche man viele Hände und wenig Köpfe! Taktische Kenntnisse erwirbt man sich weder als Redner bei Verbrüderungsfesten, noch im Lärm der Aula, und sie werden durch nichts weniger ersetzt als durch eitlen Hochmut.

Die ausgestellten Posten verboten den Weg weiter fortzusetzen; ich kehrte daher über die ebenfalls verbarrikadierte Landstraße zurück. Der Rest des Tages verging ziemlich ruhig, wenn man unter derartigen Verhältnissen überhaupt von Ruhe sprechen kann.

Schon war es 11 Uhr nachts, und es schien keine weitere Störung mehr bevorzustehen, als auf einmal lautes Geschrei auf der Gasse die Stille unterbrach, darauf Trommelwirbel und das Sturmgeläute aller Glocken der großen Stadt. Ich richtete mich auf, wie

ferne Wetterschläge klangen Schüsse an mein Ohr. In kaum drei Minuten stand ich auf der Straße, noch zweifelhaft wohin ich mich wenden solle, denn der Lärm war von allen Seiten gleich. Ein altes Weib rief mir vor Angst schnatternd entgegen: „Jetzt wird's Ernst! Im Namen Gottes Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes! Vater unser, der du bist" — ich nahm mir nicht Zeit, das Ende des Gebetes abzuwarten, sondern ging dem Hernalser Thore zu. Dahin strömten die Bewaffneten und besetzten nach und nach den ausgedehnten Wall. Niemand wußte, was geschehen sei; nur ein Arbeiter zeigte mir zwei Feuer auf den Höhen von Döbling, welche von Zeit zu Zeit heller aufloderten. Das bedeute einen Angriff. Ich hatte mich bald überzeugt, daß es nur blinder Lärm sei, und sagte das ganz offen, erregte aber dadurch Mißfallen, denn die Leute wollten durchaus große Gefahr sehen. Zuletzt erklärten mich einige feine Köpfe für einen Schwarzgelben, der, um dem Feinde den Zugang zu öffnen, die Besatzung durch falsche Vorspiegelungen vom Wall zu locken suche. Mir wurde die Sache endlich zu toll, ich machte rechts um und ging heim.

Wie einst das alte Byzanz, so war auch damals Wien durch den Streit von Schwarzrotgold und Schwarzgelb geteilt. Die Doppelfarbe sollte eigentlich die Anhänger der Idee vom alten Kaiserstaat bezeichnen, dazu gesellte sich der Begriff von Reaktion und Zopftum; unsere tollen Radikalen rechneten aber auch jeden hierher, der im allgemeinen Schwindel noch einige Mäßigung zu erhalten wußte. Um die Trikolore scharten sich die Freisinnigen, sie war hier im allgemeinen mehr Symbol

des Radikalismus als des Deutschtums. Die Ereignisse schienen aber wieder auf die frühere Bedeutung hinzuleiten; denn Jellachich trat als Verfechter des Kaiserreiches auf: wie es bestanden, sollte es bestehen! Dadurch wurden neue Mischungen der Parteien und Ansichten bedingt, manche, die vorher schwankten, reiften nun der Entschiedenheit entgegen, was aber der Ausgang des Ganzen sein werde, ließ sich vom größten Scharfsinn nicht berechnen, da in der Monarchie zu viele Faktoren in Wirkung treten, die anderswo gar nicht in Anschlag kommen.

Die folgenden Tage brachten ungeachtet der kritischen Lage wenig Ereignisse von Belang, nichts ließ eine baldige feste Gestaltung der Dinge vermuten, wodurch die Spannung der Gemüter um so peinlicher wurde. Bei dem allgemeinen dumpfen Hinbrüten entwickelten nur die Demokraten eine größere Thätigkeit, ohne übrigens dem erfahrenen Beobachter auch nur die mindeste Zuversicht einflößen zu können, denn es herrschte eine vollendete Ratlosigkeit, die weder durch die vielen Plakate noch auch durch die zahllosen Lügen der Tagespresse zu verdecken war. Der 22. Oktober endlich schien Entscheidendes zu bringen. Wie auf Sturmes Flügeln verbreitete sich die Kunde, Windischgrätz habe über Wien den Belagerungszustand und infolgedessen das Standrecht verhängt. An den Straßenecken drängten sich dichte Menschenscharen, um den betreffenden Maueranschlag zu lesen. Es schien beiläufig dieselbe Wirkung hervorzubringen, wie die Veröffentlichung des Kirchenbannes im Mittelalter; Sorge und Überraschung veränderten plötzlich jede Miene, denn

niemand hatte das erwartet. Die Ahnung eines unglücklichen Ausgangs stieg bei vielen auf, denn woher sollte den Bedrängten, deren eigene Mittel gegen die stets wachsende Menge der Feinde nicht ausreichten, Hilfe kommen? Die Ungarn hatten im eigenen Land zu schaffen, das Landvolk, dem mit Aufhebung von Zehent und Robot jeder Wunsch erfüllt war, kümmerte sich wenig um die Freiheitsideen der Wiener, und das Heer, von welchem man erwartet hatte, es werde scharenweise überlaufen, war noch, trotzdem daß man es auf alle mögliche Weise versucht hatte, nicht so entsittlicht, eine solche Hoffnung durch Meineid zu erfüllen. Von Deutschland geschah, obwohl zwei Abgeordnete aus der Paulskirche zur Vermittlung anwesend waren, kaum je eine Erwähnung; man vertraute eher auf tüchtige Schwerthiebe als auf langweilige Reden, und erwartete von jener Seite höchstens Beileidsbezeugungen im Falle des Unterliegens, aber keine Hilfe in der Not. Auch von Windischgrätz ließ sich voraussetzen, er werde Frankfurt, wo man es nie zu einem durchgreifenden Entschluß brachte und das Geschehene stets als fait accompli hinnahm, nicht berücksichtigen.

Nachmittag ging ich an die Nußdorfer Linie, um mich von der Stimmung zu überzeugen, welche unter den Bewaffneten herrschte. Vor dem Thore stand ein Bursch mit einer großen roten Georgine statt der Kokarde auf der Wache, und sang nach der Melodie des Fuchsliedes mit heiserer Stimme: „Was macht der lederne Windischgrätz? Sa sa Windischgrätz!“ Bisweilen accompagnierte ihm das Sausen einer Stückkugel, die von Döbling herüberflog. Hinter Einschnitten

des Walles lauerten Plänkler, die aufgeführten Kanonen sandten hin und wieder eine Kartätschenladung über das nahe Gebüsch, wenn eine militärische Patrouille zu keck heranschlich.

Wo die Quergassen in Hauptplätze einmündeten, bauten Kinder und Mädchen unbeirrt durch die Gefahr aus Dünger, Steinblöcken und verschiedenen Hausgeräten Barrikaden, während kräftige Weiber mit Pickeln und Schaufeln das Pflaster umwühlten, daß von den Granitwürfeln bei jedem Schlage die lichten Funken sprühten. Man rüstete sich überall zum Widerstand; wollte man keine Unannehmlichkeiten dulden, so durfte man gar nicht ohne Gewehr ausgehen. Patrouillen zogen herum, trieben die Männer aus den Häusern, fingen Unbewaffnete auf, und zwangen sie rücksichtslos mit der Muskete an den Wall zu gehen. Es fehlte hier keineswegs an Stoff zu lachen, besonders gaben ihn die Weiber häufig genug; empören mußte es aber, wenn man sah, wie Knaben und Greise zu einem Kriegsdienst genötigt wurden, von dem sie jedenfalls billiges Urteil hätte loszählen sollen.

Auf dem Rückwege zur Stadt erfuhr ich, es sei endlich wieder erlaubt, auf die Bastei zu gehen. Das Oberkommando habe nämlich Mannschaft und Kanonen von hier, wo sie für den Augenblick nutzlos waren, an die Linie gewiesen, um dort die Besatzung zu verstärken. Dadurch war den Wienern ihr liebster Platz zurückgegeben. Ich vernahm diese Nachricht wie ein Wort der Erlösung; so lange eingesperrt, sehnte ich mich danach, wenigstens mit freiem Blicke in die freie Weite schauen zu dürfen. Rasch stieg ich die gewohnten Stufen

empor, wie sehr war alles verändert! Wo vordem Garden und Studenten in bunter Verwirrung lagerten, tummelten sich Knaben und suchten im mülben Stroh nach Kugeln und Patronen. Auf den sonst so schönen und reinlichen Gängen lagen jetzt überall Ziegeltrümmer und Steinblöcke; Erdhaufen und Bettungen für das Geschütz unterbrachen den Weg, das gelbe Herbstlaub flog im Wirbel dahin, denn kein Gärtner erhielt mehr mit sorgsamer Hand die Ordnung. Marienfäden schwebten im sanften Luftzug auf und ab, über den Bergen des Westens ruhte das Abendrot, doch läutete keine Glocke zum Ave Maria; denn das war bei den gegenwärtigen Verhältnissen streng untersagt; — mir kam es bei der Erinnerung an das vorige so lebhafte Treiben der großen Stadt vor, als sitze ich auf einer ungeheuren Ruine. So wurde es dunkler und dunkler, bisweilen hallte aus den verödeten Gassen Pferdegetrappel, oder das Waffengeklirr einer im Taktschritt hinziehenden Schar. Im Umkreise der weiten Gegend aber flackerten auf allen Höhen wie Irrwische die Wachfeuer der Kroaten empor.

Am nächsten Morgen erklärte der Reichstag das Verfahren des Windischgrätz mit entschiedener Sprache für ungesetzlich. Nach außen war damit nichts gewonnen. So wenig sich die Riesenschlange um das Angstgeschrei ihres Opfers, das sie fester und fester umschnürt, bekümmert, ebensowenig fragten die Führer der Heeresmassen, deren Ringe sich stets enger um die Stadt zogen, nach dem Beschlusse einer Versammlung, in der sich nach ihrer Ansicht ohnehin nur die Mörder Latours befanden. Bei der Menge aber brachte jene Erklärung

mehrfache Wirkung hervor. Der gesunkene Mut wurde dadurch gehoben; denn es gab noch viele, welche hinter den Vertretern der Provinzen im Reichstage die Provinzen selbst sahen, und nun von dieser Seite Entsatz hofften. Freilich bemerkten sie dabei nicht, wie sehr gerade seit den Oktobertagen das Ansehen dieser Versammlung, die den zügellosen Schlächtern Latours gegenüber keine Würde zu zeigen wußte, gesunken sein müsse. Sie hatte sich dadurch, daß sie nicht den Mut hatte, das Verbrechen V e r b r e c h e n und die Schande S c h a n d e zu nennen, selbst gerichtet. Als heilsamste Wirkung jener Maßregel kann wohl bezeichnet werden, daß das Volk, dem nun sein Kampf als ein durch die gesetzgebende Behörde gerechtfertigter erschien, durch dieses Bewußtsein in den Schranken der Gesetzlichkeit erhalten wurde. Verübten auch Einzelne Missethaten, so steht doch die Zahl derselben in gar keinem Verhältnisse mit der außerordentlichen Lage der wild aufgeregten Massen, und dieses darf man ohne Bedenken zum Teil dem oben angeführten Umstande zuschreiben. Viele, sonst in jeder Beziehung rohe Leute sahen mit größter Seelenangst dem Beschlusse des Reichstages entgegen, und gingen, nachdem dieser erfolgt war, mit voller Beruhigung zum Kampf. Mancher äußerte sich dahin: jene Maßregel wirke zwar schwerlich für hier und jetzt, denn wo hätte je ein Gesetz ohne den Nachdruck äußerer Macht das Schwert der Gewalt in die Scheide gebannt? — sie werde aber in die Ferne und für die Zukunft wirken, indem das Ausland und die Provinzen über den wahren Stand der Dinge aufgeklärt würden, und der Absolutismus nicht einmal wie

beim alten Ständewesen den Schein, als ob die Völker durch ihre Vertreter zustimmten, retten könne. Dürfe man auch jetzt nicht auf den Sieg rechnen, so würde doch der Fortschritt der Zeit, ein mächtigerer Bundesgenosse als alle Heere, die Niederlage zum Siege machen. Obwohl nun jene nicht bemerkten, daß der Reichstag, indem er durch obige Erklärung über seine Befugnis hinausging, sich selbst außer das Gesetz stelle, so war doch auch im Zerrbilde die Macht sittlicher Ideen, sogar da, wo alles im schrecklichsten Umsturze gärte, bewunderungswert und erhaben: sie sind zwar nicht das Schwert, welches den Kampf entscheidet, aber doch der Schild, der die Brust des Kämpfers schirmt. Das wissen die kämpfenden Parteien, welche ihre Siege unter Te Deum-Gesang in den Kirchen anräuchern lassen, gar gut, wenn auch oft die himmlische Gerechtigkeit sich von solchen Siegen mit Abscheu wegwendet.

Mit der größten Gefahr drohte der Mangel an Lebensmitteln, welchen die mit Strenge durchgeführte Einschließung der Stadt in nächste Aussicht stellte. Man hatte nämlich die Sorge für Proviant so ziemlich dem lieben Herrgott, welcher die Lilien kleidet und die Raben nährt, überlassen. Bereits war es dahin gekommen, daß viele Metzger nicht mehr schlachten konnten, und andere nur noch ihren täglichen Kunden Fleisch abließen. An Mehl war ebenfalls kein Überfluß, Milch, die unentbehrlichste Kindernahrung gehörte zu den Seltenheiten, Gemüse war kaum mehr auf den Märkten zu finden. Da blieb auch plötzlich an den Brunnen der Alservorstadt das Wasser aus; natürlich mußte Windischgrätz die Schuld tragen: er habe aus roher Barbarei

befohlen, die Leitungsröhren zu vergraben. Die Sache verhielt sich jedoch anders. Das Wasser wurde nämlich durch Pumpwerke, welche Dampf in Bewegung setzte, aus der Donau gehoben und filtriert; da aber niemand mehr heizte, mußte notwendig diese Quelle versiegen. Trotz dieser Übelstände wollte man aber doch bis zur Ankunft der Ungarn, die man jetzt wieder als gewiß voraussetzte, das Äußerste ertragen. Manche hielten dieselben gar nicht einmal für nötig, sie hatten eine so übertriebene Vorstellung von der eigenen Kraft, daß sie glaubten, beim ersten Ausfall würden sich die kaiserlichen Fahnen zur Flucht wenden.

Bisher war es am Hernalserthor noch zu keinem Gefecht gekommen, vereinzelte Musketenschüsse, welche in der Nacht vom 25. nach dieser Richtung hörbar wurden, ließen auch hier etwas erwarten. Es versammelten sich daher bis zum Morgen eine große Menge Bewaffneter daselbst. Einige hatten im Wall tiefe Löcher gegraben und mit Stroh ausgelegt, in diesen lagen sie wie Murmeltiere, ohne daß der ferne Geschützdonner sie aus dem Schlummer zu stören vermochte. Andere saßen mit weißgrünen Wollkotzen sonderbar drapiert hinter Steinhaufen bei Weinkufen: es sei ja ohnehin vielleicht der letzte Schluck, und den müsse man sich munden lassen. Auf einmal hörte man von der Nußdorfer Seite und dann von Währing her lautes Jubelgeschrei, Posten gab an Posten die frohe Nachricht ab, es seien zwei Bataillone Infanterie und eine Eskadron Kavallerie übergegangen. Dieser Umstand möge dem Leser zeigen, zu welcher lächerlichen Größe oft in unmittelbarer Nähe schon ein Gerücht anwächst. Am

Währinger Thor wußte man nur von 2 Kompagnien, bei der Nußdorfer Linie, wo dieser Übertritt stattgefunden haben sollte, erfuhr man auf genaue Erkundigung, es seien drei Grenadiere angekommen.

Bis gegen 11 Uhr Vormittag fiel nichts mehr von Belang vor, um diese Zeit aber begann das Feuer einer Batterie, welche hinter den Büschen des Wirtshausgartens bei Hernals aufgepflanzt war. Bei dieser Kanonade lief ein Mädchen, ohne die Gefahr zu beachten, zur höchsten Stelle des Walles, nahm die dort aufgehängte Wäsche ab und kehrte dann unter allgemeinem Gelächter über Windischgrätz brummend, wohlbehalten zurück. Große Keckheit bewies auch eine Horde Gassenbuben. Einige Garden äußerten, daß es gut wäre, die Zäune, die quer durch das Feld laufend den Plänklern Schutz gewährten, zu entfernen. Kaum gesagt, holten die Jungen Pikel und Schaufeln, rutschten auf Brettern über den Graben, und rannten zum bezeichneten Platze. Dort begannen sie allsogleich ihr Zerstörungswerk mit solchem Eifer, daß vor ihren Schlägen die Planken krachten, obwohl die Feldjäger kaum 200 Schritte von ihnen mit aufgehobenen Gewehren fluchend drohten. Erst als sie ihnen näher rückten, kehrten sie um und kletterten rasch wie die Katzen über die Ziegelverkleidung des Walles.

Gegen Abend vereinigte sich eine Anzahl Freiwilliger, um die Jäger aus ihrer trefflichen Stellung am Wirtshaus zu vertreiben. Diese hatten wahrscheinlich keine Ahnung davon, daß dieses Unternehmen weder mit einsichtsvoller Leitung noch auch mit gehöriger Unterstützung stattfinde, sonst wären sie sicher nicht so schnell

vor der tollkühnen Schar in den Friedhof von Hernals geflohen: man hätte dieselbe durch den geringsten Widerstand abhalten oder gar vernichten können. So wurde die Anhöhe beinahe ohne Kampf genommen, konnte aber auch nicht behauptet werden. Bei einbrechender Dämmerung hörte das Schießen auf, und jeder Teil kehrte in seine ursprüngliche Stellung zurück. Nur wurde in den meisten Straßen das Pflaster aufgerissen und Mist ausgebreitet, um den Rückprall von Kugeln und Granaten zu lähmen. Als es ganz dunkel geworden, rötete der Brand eines Gebäudes der Leopoldstadt den Himmel. Eine Schar Volkes betrachtete mit bangem Schweigen den Widerschein der Flammen, Furcht und Mißtrauen hatte sich der Gemüter bemächtigt.

Nun wurde, während nach andern Richtungen hin heftige Gefechte stattfanden, an der Hernalser Linie Tag für Tag geplänkelt. Am Morgen des 29. hörte man aber von keiner Seite mehr einen Schuß. Meine Quartierfrau, die um Lebensmittel ausgegangen war, brachte die Nachricht, das Militär stehe bereits in der Vorstadt Landstraße, ebenso sei auch die Leopoldstadt von den Mobilen geräumt. Auf der Gasse bestätigte mir ein Gardist nicht nur das bereits Gehörte, sondern setzte auch noch bei, die der Alservorstadt nahe Rossau sei ebenfalls in den Händen der Feldjäger. Die Sache schien mir unglaublich, überall rannten die Leute durcheinander, die verschiedensten Gerüchte kreuzten sich, um die Verwirrung voll zu machen, fuhr nun auch eine Kanone eilig der Stadt zu, als habe man jede Verteidigung aufgegeben. An der Hernalser Linie standen noch die Arbeiter unerschüttert, fluchend bei Himmel und Hölle, daß

sie jeden, der von weichen spreche, niederschlagen würden. In der Rossau hing bereits am Eckhause der Hauptstraße die weiße Fahne aus einem Fenster, nebenbei stand eine Reihe Soldaten, von der sich einzelne ablösten, um die eingelieferten Waffen in Empfang zu nehmen. Wie sollten diese Truppen bei der stark besetzten Linie ohne Schuß hereingekommen sein? Beim Bezirkschef herrschte volle Verwirrung, Ordonnanzen liefen durcheinander um erst an das Oberkommando Bericht zu erstatten, denn bei diesem Stand der Dinge konnte die Besatzung der Hernalser Linie jeden Augenblick im Rücken gefaßt und abgeschnitten werden. Niemand wußte in dieser Gefahr weder zu thun noch zu raten. Alles blieb wie von plötzlichem Frost erstarrend gelähmt, nur die wenigen Arbeiter am Thor verwünschten die Feigheit oder den Verrat, der ihnen so schmählich die Waffen zu entwinden drohte; sie waren entschlossen, auf ihrem Platze das Äußerste zu erwarten.

Bald darauf erschien endlich ein Plakat des Oberkommandos, das mit einem Schwall von Phrasen erklärte: die Vorstädte seien nicht mehr zu halten; wer aber Mut habe, solle in die Stadt eilen, die man, wenn die Mehrheit der Streiter dafür stimme, mit den vorhandenen Mitteln selbst gegen die Übermacht heldenmütig verteidigen wolle. Da hätte denn doch auch der Verblendetste wissen können, wie viel es geschlagen habe. Auf der Straße erzählte ein Offizier der Mobilgarde folgendes: „Ich hatte nachts am Bründlbad die Posten zu überwachen. Da fand ich nun bei einem späten Rundgang weder das Nußdorfer Thor noch auch den entsprechenden Teil der Linie besetzt. Verwundert

darüber glaubte ich anfangs, die Leute seien aus Ermüdung in ihrer Pflicht säumig geworden, und hätten sich um auszuruhen ein wenig zurückgezogen. Es war aber nichts mehr zu sehen und zu hören, so lang ich auch wartete. Mit der geringen Anzahl meiner Mannschaft konnte ich die weit ausgedehnte Strecke nicht besetzen noch weniger verteidigen. Beim Anbruch des Tages wurde die ganze Rossau vom Militär besetzt, so daß mir nichts übrig blieb als schleunig seitwärts zu ziehen." — Zwei Arbeiter der Rossau, welche in jener Nacht am Walle standen, setzten bei: „Sie hätten bereits gegen Abend alles Pulver verschossen gehabt, und auch für das Geschütz sei keine Patrone mehr vorhanden gewesen. Trotz aller Bemühung habe man keine Munition mehr erhalten. Ein Gardehauptmann, der in dieser Gegend ein Haus besaß, habe selbe aus Besorgnis, bei weiterer Fortsetzung des Kampfes sein Eigentum beschädigt zu sehen, unterschlagen, man finde sogar jetzt noch im Kanal das ausgeschüttete Pulver. Später sei ein ihnen unbekannter Herr mit dem schriftlichen Befehl — sie wußten nicht vom wem? — an die Linie gekommen; infolgedessen sei der Rückzug angeordnet worden. Einige Arbeiter, anfangs im Zweifel, ob man denn das Thor so ganz ohne Wache lassen dürfe, seien später auch abgezogen. Sobald es hell wurde, hätten Bürger von den Häusern dem Militär gewinkt, und dieses sei dann ohne weiteres Hindernis hereingegangen."

Nicht viel rühmlicher ging die Landstraße verloren. Am heftigsten wütete der Kampf in der Leopoldstadt, wo General Bem in eigener Person alles ordnete. Dieser Teil ist nämlich der Schlüssel der Stadt, man strengte

sich daher beiderseits auf das Äußerste an: die Wiener ihn zu verteidigen, das Militär ihn zu erobern. Ein Hauptmann der Legion, der in dieser Gegend focht, erzählte mir ausführlich den Verlauf des Kampfes, und ich überzeugte mich später durch den Augenschein, daß seine Aussagen genau mit den Ortsverhältnissen übereinstimmten. Man hatte im Praterstern, von dem alle Straßen auslaufen, am Ende der Jägerzeile eine halbkreisförmige Barrikade aus den Würfeln des Pflasters bis zur Brusthöhe aufgeführt und an der Vorderseite, um die Wirkung des schweren Geschützes aufzuheben, mit Rasen und Schutt gedeckt. Beiläufig 600 Schritte dahinter stand eine zweite eben so fest und zweckmäßig gebaut mit vier Kanonen. Die Seitengassen waren gleichfalls verbarrikadiert und die Häuser mit Garden besetzt. Am Ausgang von einer derselben, welche in den Rücken der zweiten Barrikade führte, war ein Geschütz aufgestellt, welchem man im Falle eines überlegenen Angriffes die Rückzugslinie in die Jägerzeile vorgeschrieben hatte, um dadurch der hier befindlichen Mannschaft das Zeichen zu geben, sich über die Brücke in die Stadt zu retten. Die Ringbarrikade wurde nun im Verlaufe des Tages aufgegeben und die zweite dahinter besetzt. Das Militär lief in Massen dagegen Sturm. Bem verbot den Kanonieren, die, sobald nur wenig Mann sichtbar wurden, hastig losbrennen wollten, das Feuern bis zu jenem Augenblicke, wo die Gasse auf 200 Schritte vor der Barrikade voll Soldaten war. Nun ließ er mit Kartätschen drein spielen: als der Rauch verzog, sah man das Pflaster weithin mit blutigen Leichen besät. So wurde auch ein zweiter Sturm ab-

gewiesen. Gegen Abend jedoch krachte plötzlich ein Kanonenschuß aus der oben beschriebenen Gasse in die Flanke der Verteidiger, die nun in wilder Flucht den Platz räumen mußten. Jenes Geschütz nämlich, von dem wir bereits sagten, daß ihm die Rückzugslinie in die Jägerzeile vorgezeichnet war, fuhr auf einem andern Wege davon; so wurden die Garden vom Militär, ohne daß sie es ahnten, an der Seite gefaßt, und fanden gar nicht mehr Zeit, die bisherige Stellung in Ordnung aufzugeben und eine neue zu nehmen. So gingen die Vorstädte verloren.

Gegen 4 Uhr abends war bereits die ganze Linie geräumt, nur die Arbeiter am Hernalser Thor wollten nicht weichen und plänkelten fortwährend mit den Feldjägern. Als aber nirgends Hilfe kam, schlich einer nach dem andern betrübt davon, um das Schottenthor zu erreichen. Nie werde ich einen Arbeiter vergessen, der blaß und verwundet durch die Alsergasse herabkam. Auf der Schulter die Muskete mit brandigem Schloß, in der Hand den Säbel blickte er von Zeit zu Zeit um und setzte dann wieder den Weg fort für sich murmelnd: „Es ist alles umsonst, wir sind wieder verraten und verkauft!" — An der Thüre des Kaffeehauses lehnten ein paar Lümmel, die bereits zu größerer Sicherheit die Uniform des Gardisten weggeworfen hatten, und nun zusahen, wie an der fernen Linie noch einzelne Schüsse durch die Dämmerung blitzten. „Die dummen Kerle," meinte einer, „wollen nicht einsehen, daß jeder Kampf umsonst ist!" — „Was liegt daran," erwiderte sein Genosse, „man schießt ein paar Dutzend tot und dann ist alles gut!" Andere spielten unbekümmert, was

draußen vorging, Billard, oder witzelten beim schwarzen Kaffee über die letzten Ereignisse. Ich konnte den bittersten Schmerz nicht mehr bezwingen und ging fort. Nie hatte ich die Veranlassung des Kampfes und die Art seiner Fortsetzung gebilligt, die Mannhaftigkeit dieser rohen Arbeiter jedoch, die wie ein Edelstein aus dem physischen und moralischen Schmutz hervorleuchtete, rührte mich aufs tiefste um so mehr, da sie den Einsatz eines verlorenen Spieles bildete. Später hörte das Gefecht auf; die Proletarier zogen zurück; Jäger besetzten das Bründlbad, welches sie rein ausplünderten. Durch die Nacht erschallte nun der Siegesjubel der Soldaten, die ihrem Feldherrn ein lautes Hoch! brachten.

Am Morgen lag eine bange Stille über der ganzen Stadt, trübe Blicke, finstere Mienen, nur hier und da ein schadenfrohes Lächeln jener, denen der Sieg von Windischgrätz willkommen war. Man sah jeden Augenblick dem Einrücken des Militärs entgegen, und hatte daher breits eine Menge Waffen ins Gemeindehaus abgeliefert. Da erscholl plötzlich um 10 Uhr vormittags die Kunde, die Ungarn seien in der Nähe. Alles griff von neuem zum Gewehr, so leicht nimmt der Mensch seine Wünsche für Wahrheit! Man hörte auch in der That über die Simmeringerhaide dumpfes Rollen des Geschützes, keineswegs aber so stark, um daraus eine Hauptschlacht zu folgern; allein schon ein Kanonenschuß in jener Richtung hatte genügt, alles aufzuregen. Studenten ritten mit der Botschaft durch die Vorstädte, einer davon kam auch nach St. Ulrich. Wie er nun mit lauter Stimme die nahe Befreiung verkündete, ergriff ein Schlosser in Wut darüber, daß aufs neue für eine

ungewisse Hoffnung das Wohl der Stadt eingesetzt werde, einen Stein, der Student fiel von seinem Wurf tödlich getroffen aufs Pflaster. Das wütende Volk ergriff den Mörder, er soll den Faustschlägen erlegen sein, eh' man noch eine Laterne erreichte, ihn aufzuknüpfen.

Trotzdem, daß man mit Windischgrätz schon auf Ergebung unterhandelt hatte, wurden doch die Bezirkschefs gezwungen, Alarm trommeln zu lassen. Bald darauf ging es wieder am Hernalserthore los. Auf der Gasse schritt ein Tambour der Nationalgarde, den die Soldaten früher festgenommen hatten, stolz einher: Wir haben gesiegt, rief er, beide Schlägel lustig in der Luft schwingend, dem Volke entgegen, das Militär ist teils gefangen, teils von der Linie verjagt! — Nun bereitete man sich, wenn noch vor Ankunft der Ungarn ein Sturm versucht werden sollte, zum kräftigsten Widerstand. Die Alservorstadt wurde noch mehr verbarrikadiert, selbst gegen das Glacis hin, um den Rücken frei zu halten, Bewaffnete sicherten jeden Zugang, die Trottoirs wurden aufgerissen und die Steinblöcke, damit die darüber Stürmenden zu Boden stürzten, auf der Straße zerstreut. Abends verhallte das Getöse des fernen Kampfes, nur bisweilen wurden die dunkeln Nachtwolken vom Blitz einer Kanone erhellt, dem lange hintendrein der Knall folgte, ein Zeichen, daß in bedeutender Ferne gefeuert worden sei. Vom Stephansturm ließ man Raketen steigen, über das Feld gegen Ost flogen einige Leuchtkugeln empor, an den Wachtfeuern, die in allen Gassen der Vorstadt brannten, sprach man nur vom gewissen Siege des nächsten Tages.

Der 31. Oktober brachte zwar nicht die Ungarn zum

ersehnten Entsatz, wohl aber ein Plakat Windischgrätz', worin er sich über die hinterlistigen Angriffe, die während der Unterhandlung wider alles Kriegsrecht gegen seine Truppen gemacht wurden, beschwerte, und zugleich verkündete, die Ungarn seien von ihm zurückgeschlagen, und damit falle jede Stütze des Aufstands. Obwohl über die Wahrheit dieser Kundmachung bei Vernünftigen nicht der mindeste Zweifel sein konnte, so wollten doch die Studenten und was ihnen anhing, die Verteidigung nicht aufgeben und begannen an der Linie neuerdings den Kampf. Dieser war jedoch im allgemeinen längst schon entschieden und konnte durch die glücklichsten Einzelgefechte keine andere Wendung bekommen. Ein Arbeiter, dem man vorstellte, diese Hartnäckigkeit bringe die ganze Vorstadt ins Verderben, antwortete kurzweg: Was liegt mir daran, ich habe weder Haus noch Bett zu verlieren! — Infolge dieser Plänkeleien wurden Granaten gegen den Wall geworfen, die mehrere Bretterhaufen anzündeten, die bald in lichten Flammen aufloderten. Gegen Mittag wichen endlich die Verteidiger aus Besorgnis für den freien Rückzug. Sie ließen in der Eile ein Geschütz auf dem Wall stehen; diesem spannte sich später eine Schar Gassenbuben vor und zog es mit großer Anstrengung über das Glacis der Stadt zu. Hier war alles zum Widerstand entschlossen, kecke Dirnen traten bewaffnet auf, von Ergebung durfte gar niemand reden. Ein junger Mann, der einem herumstreifenden Haufen die Niederlage der Ungarn mit aller Schonung erzählte, soll augenblicklich niedergestoßen, sein Kopf abgehackt und auf ein Bajonett gesteckt worden sein. Um 12 Uhr begannen endlich auch

noch die Glocken von St. Stephan Sturm zu läuten. Ein Student, der dazu durchaus keinen Auftrag hatte, setzte sie mit einigen Arbeitern in Schwung. In der Verwirrung that jeder, was er wollte: war schon früher in den Anstalten weder Einheit noch Zusammenhang, so hatten sich jetzt alle Bande gelöst und jede Spur verständiger Leitung schwand gänzlich. Nun eröffneten die Feldjäger aus den höhern Stockwerken der Leopoldstadt das Feuer gegen die Bastei; dieses wurde auf das lebhafteste mit Gewehren und Kanonen erwidert. So vergingen zwei Stunden; nun erst ließ das Militär aus dem Schwarzenberg-Garten und den kaiserlichen Stallungen mehrere Batterieen groben Geschützes wirken. Die Kanonade war so stark, daß die Häuser bebten und die Fenster splitterten, Raketen mit ihrem Feuerschweife flogen im Bogenschwung der Stadt zu; die Verteidiger aber sangen auf den Basteien das Lied: Was ist des Deutschen Vaterland! Vier Uhr mochte nicht fern sein, da stiegen in jener Gegend, wo die kaiserliche Burg liegt, erst dünne Rauchwolken, dann dichter Qualm, nicht lange, so schlugen die Feuersäulen hell zum Himmel empor. Die Kanonade dauerte ununterbrochen fort, noch immer stiegen Raketen und Granaten, das Schießen der Verteidiger verhallte dagegen, wie das schwache Stammeln eines Kindes gegen das Rollen des Donners. „O hätten wir alle den rechten Mut," sagte ein zerlumpter Bursch zu seinem Kameraden, „so ließen wir die drinnen nicht allein fechten, in den Vorstädten sollte sich erheben, was Arme hat, und die Soldaten erdrücken!" — „Hört ihr nicht auf, ihr schlechten Kerle," unterbrach sie nebenan ein Herr, der von Zeit zu Zeit

aus einer goldenen Dose schnupfte, „habt ihr nicht genug Unheil gestiftet, wollt ihr noch mehr anrichten?“ — Sie betrachteten ihn mit einem trotzigen Blicke, der zu sagen schien: Noch ist nicht aller Tage Abend! und gingen schweigend weiter.

Bei anbrechender Dämmerung hörte die Kanonade großenteils auf; das Militär versuchte nun den Sturm auf das Burgthor, die Verteidiger machten gar keinen Versuch, die Eingedrungenen durch einen raschen Bajonettangriff wieder hinauszuwerfen, sondern entflohen in ratloser Verwirrung. Die Soldaten erreichten ohne Hindernis den Hof. Dort lagen im Gebäude des Kriegsrates die wenigen polnischen Lanziers, welche man mit den Pferden der ungarischen Nobelgarde beritten gemacht hatte. Ein Beamter wollte einen davon, weil er mit dessen Eltern befreundet war, dadurch retten, daß er ihm seine Kanzleikleider zur Flucht anbot. Der Jüngling jedoch schlug es aus, er wolle Tod und Leben mit seinen Genossen teilen. So erwarteten alle ernst und schweigend wie es Männern im Unglücke ziemt, ihr Schicksal. Das Militär entwaffnete sie und sperrte sie bis auf weitere Verfügung in den Keller. Dann drang eine Abteilung durch die Renngasse in das Zeughaus, wo eine Schar Mobilgarden die Wache versah. Als diese des Militärs ansichtig wurden, schrieen sie wie am Spieße steckend um Pardon. Nachdem man ihnen die Gewehre genommen, führte man sie in die Heumarktkaserne, den vorläufigen Aufbewahrungsort für Gefangene. Jener Teil der Verteidiger, der entweder nur gezwungen gekämpft, oder die Lust am weitern Widerstand verloren hatte, warf die Musketen fort, so

daß die Straßen überall mit Waffen überstreut waren. Manche zogen noch überdies die Montur aus und ließen sie am Weg liegen, um ja durch nichts verraten zu werden. Andere zertrümmerten in Wut die Gewehre, weil sie die Demütigung nicht ertragen wollten, selbe vor ihren Feinden zu strecken. Ein anderer Teil wurde in jener Betäubung, welche die Menschen nach gewaltigen Ereignissen, gegen die ihre Kraft nichts vermag, zu lähmen pflegt, später entwaffnet und gefangen.

Unterdes wütete das Feuer ohne Hindernis fort; es war ein Anblick von grauenvoller Majestät, wie die Flammen emporflatterten und den Turm der Augustinerkirche umspielten. Die Kupferdächer glühten so hell, daß kaum das Auge den Glanz ertragen konnte; — ein dumpfes Getöse, sie stürzten ein und weithin wirbelten rote Funken auf. Der Stephansturm mit seinem Knauf stieg wie eine Rakete in die schwarze Nacht empor, so stark beleuchtete der Feuerschein eine Seite desselben. Gegen 9 Uhr wurde der Brand, den die siegreichen Soldaten endlich zu löschen suchten, schwächer und verglomm allmählich. Nur aus der glühenden Asche stieg noch eine lichte Rauchwolke, bis auch diese später verschwand. Auf dem Glacis standen überall Gruppen von Zuschauern, die sich, je nachdem sie die Gesinnungsähnlichkeit zusammengeführt, verschieden aussprachen. Einigen war es nichts als ein Spektakel, nur ein bißchen großartiger, als man es selbst in der besten Zeit auf der Bühne sehen konnte; andere berechneten den Vorteil, den Handwerker aus einem Neubau ziehen würden, andere bedauerten, daß die herrlichen Kunstwerke und seltenen Naturalien, die der Sammelfleiß von Jahr-

hunderten aufgespeichert, nun zu Grunde gehen sollten. Eine Schar von Arbeitern betrachtete mit verschränkten Armen den Brand, der Ausdruck ihrer Mienen zeigte eine heimliche Freude, der sie keine Worte liehen, nur wenn da oder dort etwas einstürzte, deutete irgend einer darauf hin und die andern lächelten voll Hohn. Diese Leute waren in dem furchtbaren Nachtstück, das sich vor aller Augen entfaltete, im eigentlichen Sinne des Wortes die historischen Personen. Von den Zuschauern, wie ich sie beobachtete, hatten überhaupt nur wenige ein Bewußtsein von der Bedeutung des Brandes, der aus der Ahnenburg des Kaisers auflohte.

Es scheint der Mühe wert, ein Streiflicht auf die Entwickelung des Verhältnisses zwischen Dynastie und Volk fallen zu lassen. Anfangs hieß es immer: Kaiser Ferdinand habe den besten Willen, seine Unterthanen zu beglücken, wenn er sich in den Mitteln vergreife, sei das die Schuld seiner Ratgeber, die sein gutes Herz mißleiteten. Jenes angebliche Verhältnis von Vater und Kindern, auf das man sich in Österreich so gerne berief, schien in der That eine gewisse Wirkung zu äußern, nur die Erzherzogin Sophie verfolgte entschiedener Widerwillen. Im Feldlager der Radikalen sagte man ihr ziemlich allgemein nach, sie allein wolle den stolzen habsburgischen Thron, rechts den frömmelnden Klerus, links die übermütige Aristokratie auf dem Nacken der Völker aufrecht erhalten. Von jetzt an schlug aber die öffentliche Meinung um. Die Flucht des Kaisers befreite Zungen, welche bisher die Scheu vor dem ehrwürdigen Herkommen gezügelt hatte, man schilderte den guten alten Mann mit immer grelleren Farben fast

wie einen Tiberius, der bisher mit freundlicher Miene bei schlechtem Spiel den Völkern Freiheiten gegeben, welche ihm die Furcht abpreßte, und sich dann stets mit schlauer Berechnung des Augenblickes, wo er das Gegebene zurücknehmen könne, flüchtete, damit nur auf seine Knechte, nicht aber auf ihn selbst die Schuld fluchwürdiger Ereignisse falle. In diesen Tagen, wo das einbrechende Unglück die Leidenschaften vieler fast zur Raserei steigerte, hörte man häufig Reden, die schwerlich anderswo eine Paralelle finden als in der furchtbarsten Zeit der französischen Revolution. Bei ruhiger Betrachtung von Menschen und Verhältnissen durfte man übrigens nicht daran zweifeln, es würde jenes schmutzige Gewürm, das unter dem Vorwand für die Dynastie zu wirken, Österreich seit Jahrzehnten an den Rand des Abgrundes gebracht hatte, auch jetzt unter diesem Schild das Nessusgewand des Truges weben, die verabscheuungswürdigen Frevel des 6. Oktobers für sich ausbeuten, und dem Allgemeinen auflegen, was das Besondere verschuldete. In nächster Folge tritt jener wilde Aufruhr in den Hintergrund, er war bloß der Funke, welcher in den allerorts gehäuften Brandstoff fiel. Derartiges hat stets nur die Bedeutung eines Ereignisses, es läßt auf ein Ganzes schließen, ist aber nicht das Ganze. Keiner von den streitenden Teilen konnte mehr zurücktreten, es handelte sich hier nicht um das Wollen, sondern um das Müssen, mit einem Worte um die Selbsterhaltung. Und in der That! nicht sobald wird dieser Kampf friedlich gelöst, es mag zu zeitweiligen Waffenstillständen kommen, sei es aus Erschöpfung, sei es durch Unterdrückung des einen

oder andern Teiles, so lange aber die Freiheit, wo sie errungen wird, fast augenblicklich in zügellose Frechheit umschlägt, wird sie auch dem Machiavellismus verfallen, bis diesen wieder die aufbrausenden Wogen der Volkswut begraben. Diese Gegensätze müssen sich an einander abreiben, wann wird aber eine feindliche Ausgleichung stattfinden? Wer die Menschen und ihre Leidenschaften kennt, wird dieser Frage ernstes Schweigen entgegensetzen: von einem goldenen Zeitalter darf nur der Dichter träumen, nicht der Denker.

Der erste und zweite November vollendeten die Unterwerfung Wiens. Nun begegnete man auf jedem Schritte Soldaten, die auf eine nicht immer höfliche Art sich als die Gebieter des Civils zu erkennen gaben. Stadt, Vorstädte und Land waren durch einen dreifachen Truppenkordon von einander abgesperrt, der sich nur gegen grundgerichtlichen Geleitschein öffnete. Der fieberhaften Aufregung folgte gänzliche Abspannung, viele krochen bereits auf ekelhafte Weise vor den Überwindern; Wien bewies hinlänglich, daß es trotz allen pomphaften Proklamationen wenig Anlage für ein zweites Saragossa habe. Es war wohl auch leicht vorauszusehen. Diese Bürger haben nicht mehr die eisernen Sehnen deutscher oder lombardischer Freistädter, sie küssen jedem Sieger — ob Student, ob Kroat, ob Baschkir, gleichviel! — mit gewissenhafter Ergebung den Fuß und sehen dem Wechsel der Herrscher mit derselben gemütlichen Hirnlosigkeit zu wie dem Wechsel der Schüsseln auf dem wohlbesetzten Mittagstische. Sowohl Windischgrätz als auch die Studenten irrten, — mußten sich irren, — wenn sie

für sich von dieser Seite irgend eine That männlicher Entscheidung erwarteten.

Weil es sonst nichts mehr zu schauen gab, strömte die neugierige Menge dem Leichenhofe zu, die Gefallenen zu betrachten, mancher auch, der Angehörige vermißte, im bangen Vorgefühle, sie dort zu finden, wo er es nicht wünschte. Die Toten lagen in vier Reihen auf dem schmutzigen Boden ausgestreckt, von Beschauern so umringt, daß ich es vorzog, zu warten, bis der Platz, auf welchem sich Drücken und Stoßen am wenigsten schickte, leerer würde. Auf dieses Wogen und Treiben blickten vom Narrenturm nebenan die Irren, einige blaß und schweigend, andere schwatzten von den Bildern ihres Wahnsinns, denen hier weder Ort noch Zeit entsprach; bisweilen ein gellender Schrei, dem schallendes Gelächter folgte: es war eine schreckliche Scene. Am widerlichsten waren aber hier die Weiber und nicht bloß der untersten Stände: oft mit Kindern auf den Armen drängten sie überall vor und hielten gerade bei Leichen, von deren gräßlicher Verstümmlung selbst der Arzt gern das Auge wandte, wie Aasfliegen ihren lauten Markt. Nach einer Weile gelang es mir näher zu kommen. Nur mit einem flüchtigen Blicke musterte ich diese Opfer, seien meine Bemerkungen darüber ebenso flüchtig. An Zahl mehr als vierhundert trugen fast alle die Wunden vorn; darunter kam ein höchst sonderbarer Fall vor, auf den mich einer der anwesenden medizinischen Professoren aufmerksam machte. An der Oberseite des Schultergelenkes einer Leiche steckte eine Kartätschenkugel derart zwischen Haut und Fleisch, wie es sonst nur mit Flintenkugeln stattfindet. Bei oberflächlicher Besichtigung war

nirgends eine Schußwunde bemerkbar, erst später entdeckte man vom Mundwinkel gegen die Wange einen Riß, welcher sich aber durch die Totenstarre geschlossen hatte. Die Kugel war gewiß schon ganz matt, als sie das Gebiß durchschlug, und senkte sich dann unter der Haut des Halses zu jener Stelle, wo man sie antraf. Mehrere Leichen zeigten die Spur schrecklicher Mißhandlung, andere mit blauen aufgedunsenen Gesichtern hatten noch den Strick um den Hals, zwei — Mann und Weib — lagen ganz verkohlt, ein Aschenhäufchen, daneben Kopf und Oberleib. Meistens waren es junge Männer, der Ausdruck des Gesichtes wies darauf hin, daß sie im Kampfe fielen; die Brauen finster gefaltet, die Faust krampfhaft geballt, der Mund halb offen, mir war als hörte ich jene Worte des römischen Dichters:

Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor!

Doch genug von diesen Dingen. Ich ging nun auf die Landstraße, wo der Banus sein Heerlager hatte. Als ich diese Kroaten mit den asiatischen Gesichtern und halborientalischen Trachten erblickte, kam es mir vor, als sei ich um Jahrhunderte in die Zeit der Türkenkriege zurückversetzt. Die Gruppen, die überall neben den Gewehrpyramiden vor den Häusern auf dem Pflaster hockten, lassen sich leichter malen als schildern. Da waren Kerle, an Brust und Schultern so mächtig gebaut, wie ich es sonst nur in den Thälern meiner Heimat zu sehen gewohnt war. Die meisten waren im besten Mannesalter, die Wangen von der Witterung gebräunt, falkenartig kühne Augen, in denen etwas Scharflauerndes lag; die breiten Backenknochen deuteten auf die slavische Rasse: in diesen Körpern lag eine Naturkraft ausge-

sprochen, welche die geschichtliche Zukunft dieser halbwilden Stämme unschwer ahnen ließ. Meistens trugen sie rote Mützen, braune Kittel ähnlich dem Lodenrock der Tiroler Bauern, die Brust unbedeckt, an den Füßen Opanken, beiläufig wie die Sandalen der Bettelmönche. Am ausgezeichnetsten war die Tracht der Leibgarde des Banus: der Seressaner. Ihre krebsroten Mäntel glichen den Gewändern, die in manchen deutschen Kirchen die Mesmer anhaben, wenn sie mit dem Klingelbeutel sammeln. Die Stelle der Weste vertritt häufig ein zottiger Pelz, die bauschigen blauen Hosen reichen bis ans Knie, wo sich knappe Strümpfe mit bunter Stickerei anschließen. Die Mitte des Leibes umschlingt ein breiter Gurt fast wie ihn die Unterinnthaler tragen, doch stecken Pistolen darin und ein türkischer Dolch. Der Griff ist meistens von Bein, nicht selten mit Malachit oder Amethyst besetzt, die Chargen tragen das Port d'epée daran. Was übrigens jenen bekannten Spruch: Stehlen wie ein Kroat! betrifft, so haben ihn diese werten Gäste keineswegs Lügen gestraft. Abgesehen davon, daß beim Einbruch in die Vorstädte alles ihnen gehörte, was sie mit langen Fingern erreichen konnten, hielten sie in den ersten Tagen nicht selten Vorübergehende an und sackten sie unter dem Vorwande, sie müßten noch Pulver und Blei suchen, ohne weiteres rein aus. Deswegen traf man auch in ihren Taschen mancherlei, was keineswegs zur Ausrüstung eines Kriegers gehört. Hier trug sich ähnliches zu, was man von den Schweizern erzählt, als sie nach der Niederlage Karls von Burgund sein reiches Lager plünderten. Einer verkaufte eine hundertgüldige Banknote um

11 Zwanziger, ein anderer eine goldene Uhr um etliche Gulden, sie nahmen alles an: Silber und Kupfer, nur kein Papiergeld. Diese Enakssöhne betrugen sich später ganz artig, und die holden Wienerinnen überwanden bald den Schrecken davor.

Aus dem Kroatenlager begab ich mich in die Stadt. Das Burgthor trug zahlreiche Spuren von den Kanonenkugeln, welche den Sturm vorbereiteten. Hie und da waren ganze Stücke des dorischen Gebälkes ausgesprengt, die Steinsäulen standen jedoch mit ihren Narben wie alte Krieger noch unerschüttert. Die hölzernen Thorflügel waren wie ein Sieb durchlöchert, an einigen Stellen von Raketen angebrannt. Buben suchten im Schutte des Grabens nach Kugeln und Scherben von Granaten, die sie dann verkauften — zur Erinnerung an die große Belagerung! wie sie schrieen. Kaum hatte ich die nächsten Gassen der Stadt betreten, so wünschte ich mich schon wieder hinaus. So ungefähr mag es in Rom ausgesehen haben, als der zurückgekehrte Sulla die Pöbelherrschaft des Marius zertrümmert hatte. Überall Wachen und größere Truppenabteilungen; Patrouillen durchstreiften die Straßen und trieben mit roher Gewalt Gefangene, oft Leute von gutem Aussehen — vor sich her oder holten sie aus den Häusern. Nicht immer wußte man das „Wer und Warum?“ denn bereits bildete sich wieder das alte Naderersystem der Angeberei aus, wegen einem freien Worte konnte man bei Nacht und Nebel verschwinden. Alles dies beängstigte um so mehr, da die Richter im geheimen saßen, und die öffentliche Meinung ihre kriegsrechtlichen Urteile nicht beaufsichtigte. Da möchte

man wohl mit David ausrufen: Es ist besser, in die Hände des unsichtbaren Gottes zu fallen, als in die Gewalt der Menschen. Anfangs scheint das Militär nicht immer mit den Gefangenen menschlich verfahren zu sein, möge die Erzählung eines Legionärs, dessen Aufrichtigkeit zu bezweifeln kein Grund vorlag, dieses beispielsweise darthun. Er wurde in der Leopoldstadt, obwohl er keine Waffen bei sich führte, und nur den runden Hut trug, an dem er bereits die Federn abgerissen und die Krempe umgeschlagen hatte, von einer Patrouille aufgegriffen. Man brachte ihn zu mehreren Gefangenen, teils Mobilgarden, teils Studenten, welche sich im erbärmlichsten Zustande befanden. Hier zerrte ihn ein Offizier mit lautem Hohngelächter bei Haaren und Bart, vor seinen Augen hielt ein anderer einen Legionär beim Bart und schnitt ihm denselben nicht etwa mit einem Rasier- sondern mit einem Tischmesser ab, oder riß ihn vielmehr aus. Dabei sei immer das nächste Wort gewesen: Hat man euch endlich, ihr Kanaillen! ihr nichtswürdiges Gesindel, jetzt wird man euch schon springen lehren. Überhaupt habe die Brutalität mancher Militäristen alle Menschlichkeit mit Füßen getreten. Später seien dann ihrer mehr als fünfzig, darunter verwundete, in ein enges Loch zusammengepfercht worden; zwei Tage habe man sie ohne alle Nahrung gelassen, und als sie endlich unter den äußersten Qualen des Hungers um etwas bettelten, brachten ihnen ihre Wächter Komißbrot und Wasser, das zu trinken sie ekelte, weil es einen Beigeschmack nach Urin hatte. Dann seien öfters Offiziere eingetreten und hätten ihnen jede Schmach angethan; endlich habe ihnen ein

Priester das heilige Sakrament gereicht, so daß sie glaubten, es sei ihr letztes und sie würden alle erschossen werden, das um so mehr, weil man hin und wieder einzelne abholte, welche dann nicht mehr zurückkehrten. Ihm sei es endlich durch eine glückliche Verkettung von Umständen gelungen, sich frei zu machen. Das krankhafte Aussehen des Erzählers strafte seine Worte nicht Lügen und schien die sagenhaften Gerüchte, die über Mißhandlung der Gefangenen von Mund zu Mund gingen, zu bestätigen. So wurde auch ein Techniker, der sich bisher durch fleißiges Stundengeben ernährt und durch bescheidenes ehrenhaftes Betragen die Achtung aller, die ihn kennen lernten, erworben, mir nichts dir nichts unter die Fuhrknechte gesteckt, obwohl er inständig bat, man solle ihn, wenn man ihn doch einmal zum Militär zwingen wolle, zur Artillerie oder überhaupt zu einem Fache abgeben, das eine seinen Kenntnissen entsprechende Laufbahn gewähre. Das geschah freilich in den ersten Tagen der Eroberung, ob aber dieser Umstand ein solches Verfahren entschuldige oder nicht, darüber wird selbst unter den gegebenen Verhältnissen die Entscheidung nicht schwer sein. Später wurde die Behandlung der Gefangenen anerkannt milder.

Die innere Stadt hatte übrigens keineswegs so starke Beschädigung erlitten, als die Heftigkeit der Kanonade fürchten ließ. Abgebrannt waren nur die Dächer der Hofbibliothek, des zoologisches Kabinettes und der Augustinerkirche. Über die Ursache des Brandes sind die Stimmen geteilt, einige sagen, die Mobilgarde habe das Feuer von innen angelegt, andere behaupten fest, es sei durch hineingeworfene Raketen erzeugt.

Offiziere erzählten, man habe an den Granaten die Brandröhre so verkürzt, daß sie noch in der Luft oder auf dem Glacis unschädlich platzen sollten, denn man wollte mehr durch Schrecken als durch Zerstörung wirken. Beamte der Bibliothek, die während des Brandes sich daselbst befanden, versicherten, daß vom Gewölbe des Daches Pechstücke heruntergefallen seien; man rieche den Gestank davon noch im großen Saale. Es dürfte wohl für immer unmöglich sein, das Verhältnis der Thatsachen in jenen verhängnisvollen Augenblicken derart aufzuklären und festzusetzen, daß jeder Zweifel als beseitigt gelten könnte.

Auf der Universität, dieser einst so berühmten Geburtsstätte der Freiheit war alles öde, wüst und verlassen. Beim Rückwege über den Domplatz blickte ich zufällig am Stephansturm empor: von der Rose flatterte die schwarzgelbe Fahne, das Siegeszeichen der Militärherrschaft und Reaktion durch den feuchten Nebel nieder. Das war der Abschluß des wüsten Dramas, freilich der Knotenpunkt neuer unberechenbarer Entwickelung.

In der Erzählung sind bereits die Ursachen von Sieg und Niederlage angedeutet, sie lassen sich ganz kurz zusammenfassen. Die Beschaffenheit jedes Werkes ist von der Kraft des Bildners und der Art des Stoffes bedingt. Frägt man nach den Leitern der Bewegung, so findet man kaum jene Klugheit, welche in gewöhnlichen Zeiten Ursache und Wirkung abzuwägen versteht, geschweige denn jenen Blick des Genies, der in außerordentlicher Lage Hilfsmittel findet und prüft. Der Gemeinderat, der nach Gesinnung und Einsicht wohl

vielleicht in ruhigen Tagen die große Maschine in regelmäßigem Gang zu erhalten verstanden hätte, erwies sich bei diesen Vorfällen als eine Reihe von Nullen, denen statt der Einheit wiederum eine Nulle vorangesetzt war. Beim Oberkommando begegnen wir in der Zeit von vier Wochen vier Chefs, deren letzter bei allem guten Willen und sonstigen Verdiensten auch nicht vermochte, einen Bau zu stützen, für den selbst die Kraft eines Herkules vergebens Säulen errichtet hätte. Von seinem Generalstabe glänzte nur Bem, wie einst in der Schlacht von Ostrolenka so auch hier; über die bisherigen Leistungen der andern Führer wußte niemand etwas; einige davon, die in der Fremde ihr Licht leuchten ließen, waren in der Heimat als Thunichtgut und elende Lumpen verrufen. Die Offiziere der Nationalgarde, zumeist reichere Bürger, die man nicht selten darum gewählt hatte, weil sie der durstigen Kompagnie bisweilen einen Eimer Wein „aufwichsten", waren zum Teil schon vor der Belagerung aufs Land geflohen; die größere Anzahl der zurückgebliebenen taugte wohl für die Parade, nicht aber aufs Schlachtfeld. Die Legion, von der sich vielleicht kaum der achte Teil zu Wien befand, entfaltete zwar die ausgebreitetste Thätigkeit, indes konnte alle Aufopferung den Mangel taktischer Kenntnisse, welche bei Führung der Mobilgarde nötig waren, nicht ersetzen. Betrachtete man die Massen der Verteidiger, die sich übrigens durch Ausreißer mehr und mehr lichteten, so mangelte diesem rohen Körper gleich zum vornhinein Lenksamkeit und Gliederung. Man hätte aus den vorhandenen Elementen vielleicht wohl allmählich etwas bilden können, jetzt aber mangelten die Männer, die es

vermocht hätten, vor allem jedoch gebrach es an Zeit, Passendes einzuleiten und durchzuführen. Mit der Kraft des Enthusiasmus vermag man wohl im plötzlichen Ansturm Schlachten gewinnen, jedoch Krieg führen läßt sich damit in die Länge ein- für allemal nicht. Die Disziplin, die allein die für große Unternehmungen notwendige Ausdauer verschafft, wird wie jede Tugend nicht mit einem Tage erworben, sondern erst durch lange Übung. Was Wunder also, wenn unter den Verteidigern Wiens Dinge vorkamen, die bei geordneten Scharen unter keiner Voraussetzung vorkommen sollten? Ordnete ein Kommandant etwas an, was der vielköpfigen Kompagnie mißfiel, so wurde ihm nicht selten ins Gesicht gesagt: „Da man ihn selbst gewählt habe, brauche man ihm nicht zu folgen!!" Überdies haderten bei Dienstleistungen Mobil- und Nationalgarden häufig untereinander, jene bestand zum Teil aus Gesindel, das man vom Schub wegnahm, diese ergriff oft nur gezwungen das Gewehr, man mußte einzelne Mitglieder aus Bett und Keller holen. Doch wäre sonst alles in Ordnung gewesen, so hatte man doch bereits versäumt, Munition und Lebensmittel herbeizuschaffen, man hatte keine Kavallerie — denn die meisten Berittenen der Volkswehr waren wohlhabende Bürger, die ihr Leben durch die Flucht der Gefahr entzogen: wie sollte man unter solchen Verhältnissen eine lange Belagerung aushalten oder wohl gar einen Ausfall ins freie Feld wagen? Wien mußte fallen, daß es fiel, ist kein großes strategisches Verdienst des Fürsten Windischgrätz, der mit zehnfacher Überzahl an Truppen und Geschütz konzentrisch gegen die Stadt wirkte, die überdies von dem

umliegenden Terrain nach allen Richtungen bestrichen und daher an und für sich ohne äußere Stütze nie gehalten werden kann. Da heißt es freilich: einer der Faktoren, auf den man zählen, und billig zählen zu dürfen vermeinte, habe sich als ganz unthätig erwiesen, — der so heilig zugesagte Landsturm blieb bis auf einige schwache Zuzüge völlig aus. Gerade das war eben die größte Selbstverblendung oder Unkenntnis der Sachlage, diesen Faktor in Rechnung zu setzen. Wien steht zu den Provinzen in einem ganz anderen Verhältnis als Paris: die Revolution mußte an der durch Nationalität und Geschichte berechtigten Centrifugalkraft der Provinzen scheitern, so wie an dieser noch manches Ministerium, das eine zu stramme Centralisation herbeizuführen sich anstrengt, scheitern, und in der Erfolglosigkeit seines Strebens ein Seitenstück zur Verkehrtheit der Volksführer in den Oktobertagen liefern wird. Übrigens war durch die erfolgte Entscheidung keine Brust von der drückenden Schwere entlastet, denn der Kampf schien vorderhand nur abgebrochen, nicht vollendet. Wer die damaligen Verhältnisse Deutschlands und Österreichs aufmerksam betrachtet, kann es sich nicht verhehlen: ein Sieg der Demokraten wäre keineswegs ein Sieg der Freiheit gewesen. Die einzelnen Volksstämme hätten sich wie beim Turmbau von Babel nach allen Richtungen geschieden, ja im wildesten Kriege gegen einander erhoben, und dadurch fremder Knechtung auf das wirksamste in die Hände gearbeitet. Oder — zeigt die Geschichte vielleicht einen Staat, der ohne materielle Festigkeit seine Freiheit bewahrt hätte? Auf die Bruderliebe der Nachbarn zu bauen ist eine Vor-

niertheit, die man nur der kosmopolitischen Konjekturalpolitik deutscher Professoren zu gute halten kann.

Auf diesem Gebiete stiftete die Wiener Tagespresse unberechenbaren Schaden. Die meisten Leute der untern Stände hatten früher in stumpfsinniger Gleichgültigkeit kaum etwas anderes gelesen, als eine Rittergeschichte; nun ergriff plötzlich eine ungeheure Aufregung alle Schichten der Gesellschaft, die wichtigsten Angelegenheiten wurden auf der Straße betrieben, wo Leute, welche zwar ihre Lunge, nicht aber ihr Geist dazu berechtigte, das große Wort führten. Sudelblätter flogen wie welkes Herbstlaub in jeden Winkel, und so verbreitete sich wie Pesteiter das Gift auf Menschen, welche früher unreif, nun schädlich wurden. Man muß es geradezu sagen, die Entwickelung gewisser Seiten der Wiener Journalistik bleibt ein unauslöschlicher Schandfleck in der Geschichte deutschen Lebens. Wir haben weder in alten noch in neuen Tagen ein Beispiel, daß irgendwo der naive Kinderglaube eines Volkes, sein Vertrauen auf das gedruckte Wort zu so schändlicher Unzucht des Geistes mißbraucht worden wäre, wie eben hier. Um für das ekelhafte Treiben dieser Journalistik, die sich als die Trägerin der Ideen von Freiheit und Recht ausgab, das passendste Wort zu finden, müßte man sich zu ihrem Schmutz herablassen, denn wenn irgendwo — wäre es nur hier anzutreffen, wir wollen uns aber von dieser Kloake abwenden.

Ein Erfolg dieser Partei hätte einen Terrorismus herbeigeführt, den die klassische Geschichte nur in den Achtungen der Prätorianer, die neuere Ära in der Inquisition und der französischen Schreckenszeit aufweist.

In dem Augenblick konnte man hören: „Laßt uns nur den Windischgrätz besiegen, dann hängen wir die Schwarzgelben: diesen und jenen und den auch!“ — Daß darunter nicht bloß Reaktionäre begriffen waren, versteht sich von selbst.

Der Weg vom Worte zur That ist freilich meistens sehr weit, oft aber auch sehr kurz. Beim Morde Latours war die Tatze des Tigers schon sichtbar geworden, wie sollte es nicht ein zweites Mal geschehen können? Das Einrücken des Militärs hat Befürchtungen beseitigt, deren Verwirklichung allerdings mehr als die bloße Besorgnis für sich hatte. Daß der Belagerungszustand verhängt werden mußte, um die äußerliche Ruhe aufrecht zu erhalten, erscheint als notwendige Folge der vorausgegangenen Ereignisse, überdies konnte der Überwinder den immerhin nicht schweren Sieg nur dadurch festhalten und neuer Verwirrung vorbeugen. Das entschuldigt aber nicht die Blutgerichte, nicht die blöde Reaktion mit den Stockprügeln, nicht jenes Knechtgesindel, das gleisnerisch betet und bettelt: es möge die Ausnahme stets Regel bleiben und durch niederträchtige Denunziation dazu beitrug, nicht das Konkordat, das später die Geister benebeln sollte, als wäre das Licht für die ganze Welt verhängt, wenn man Österreich die Reaktion das Fenster schloß.

Hehr und siegesgewiß schreitet die Weltgeschichte dahin, wenn auch bisweilen Nebel ihren Gang verhüllen und die höchsten Ideale der Menschheit scheinbar in den Hintergrund treten, der Sturm der Zeit reißt das welke Laub ab, junge Knospen setzen jedoch wieder

an; die Gegenwart ist stets durch die Vergangenheit bedingt: wo wäret ihr ohne das Jahr 1848, über das ihr jetzt den wohlfeilen Spott ausgießt? Allerdings lernt der männliche Denker durch die Erfahrung, so daß er nie das Mögliche aus dem Auge verliert, aber auch nie aus schwachmütiger Opportunität die Hände feig in den Schoß legt, sondern ruhig und treu seine Pflichten erfüllt.

Mag die Zukunft noch so dunkel sein, er thut unbeirrt von Kleinmut und Zweifel das rechte und vertraut dem alten Spruche:

Fata viam invenient.

Im gleichen Verlage erscheinen:

Hans Grasbergers
Ausgewählte Werke
in 3 Bänden

Bereits erschienen ist Band I:

Novellen aus der Heimat und Italien

Mit einer Einleitung von **Peter Rosegger**,
und einem Geleitwort der Herausgeber

Einzelpreis geh. M. 5.—, geb. M. 6.—

Für die Subskribenten auf die 3 Bände geh. M. 4.—, geb. M. 5.—

Die weiteren Bände werden enthalten Grasbergers poetische und mundartliche Werke und seine weiteren Erzählungen. Gesamtpreis geheftet ca. M. 10.—, gebunden ca. M. 13.—

Peter Rosegger schreibt am Schlusse seiner Einleitung:

„Was seine Freunde persönlich an Hans Grasberger verloren haben, darüber ist das Schweigen beredteste Kunde. Nun wollen sie ihm ein Denkmal stiften, indem sie das Seine ihm geben — der Literatur das ihre. So ist nach manchen äußerlichen Widerwärtigkeiten diese ausgewählte Ausgabe von Hans Grasbergers Werken zustande gekommen. Wohlgemut legen wir sie in die Hände des deutschen Volkes, und zwar ohne kritische Deutung und Erläuterung. Ohne daß ein dritter dazwischen tritt — unmittelbar und unbefangen sollen Dichter und Leser sich nahetreten. So wie von allen, die diesen Mann gekannt, keiner je wieder von ihm loskam, so wird auch die warme freundliche Dichtergestalt ihre Leser festhalten und sie nie mehr ganz loslassen."

Möge dieser Wunsch Roseggers in Erfüllung gehen. An dem deutschen Volke ist es nun, Hans Grasberger die Schätzung, die ihm zu seinen Lebzeiten nur in bescheidenem Maße zuteil wurde, in reichem Maße zuzuwenden. Er verdient es, wie nicht viele.

Die Beilage zur Münchner Allgemeinen Zeitung schreibt in ihrer Nummer vom 21. Februar 1905:

Hans Grasbergers Ausgewählte Werke beginnen im Verlag von **Georg Müller, München und Leipzig**, zu erscheinen. Vorangeschickt ist dem 1. Bande („Novellen aus Italien und der Heimat")

eine kurze Vorbemerkung der Herausgeber (Joseph Beyer, Anton Bettelheim, J. K. Loher, S. Panikowski, P. Rosegger und Karl v. Thaler), ein warmherzige Würdigung von Rosegger und XI bis XVIII eine knappe Selbstcharakteristik „Mein Lebensgang“, die, wahrhaftig und stolz bescheiden, den Prachtmenschen ebenso anschaulich vor den Leser hinstellt, wie Michaleks in gutem Lichtdruck beigegebenes Bildnis. Wie wert der Mann seinen engeren Landsleuten war, wird bald eine Erzbüste bezeugen, die Grasberger in seinem Geburtsort Obdach mit und neben seinem Gefährten Rudolf Falb aufgerichtet wird. Der gute Prosaiker und schwer zu übertreffende Dialektiker würde aber — so sehr sein Herz an der bildenden Kunst hing — dem Buchdenkmal den Vorzug gegeben haben vor einem ehernem Monument. Das Beste, was der redliche Mann als Erzähler, Kritiker und Poet geschaffen, hat der Kreis seiner nächsten Freunde mit strenger Auswahl für drei Bände ausgehoben, die hoffentlich nicht nur „der Verein deutscher Steirer in Wien“ unter seine Obhut nimmt. Novellen wie „Der verpfändete Maler“ und die von Alfred Berger in seiner Gedenkrede auf Grasberger als Meisterwerk anerkannte Rokokogeschichte „Maler und Modell“ verdienen den besten Proben im deutschen Novellenschatz angereiht zu werden. Den Erzählungen Grasbergers sollen in Band II zunächst seine urechten mundartlichen Gedichte: „Geistli'ng'schichten“ und „Plodersam“ und seine „Naturgeschichte des Schnaderhüpfels“ sich anschließen. In Ernst und Scherz wird der Wackere vor der Nachwelt bestehen und die Wahrheit seines Wortes bekräftigen: „Ich darf mich eines arbeitsamen Lebens rühmen, sowie auch, meinen Namen nie feilgeboten oder preisgegeben zu haben.“ Er verdient Liebe, Achtung und Beachtung über das Grab hinaus.

In Einzelausgaben sind noch erhältlich und bestens zu empfehlen:

Steirische Geschichten. Inhalt: Die schöne Kastellanin. Der Strohwisch. Die Frau mit der weißen Leber. Geh. M. 3.—, geb. M. 4.—.

Mariabuch. Ein Wallfahrtsgeschichte. Geh. M. 1.50, geb. M. 2.50.

Maler und Modell. Eine Geschichte aus der Barockzeit. Geh. M. 1.50, geb. M. 2.—.

Adam und Eva. Eine Wiener Künstlergeschichte. Geh. M. 1.50, geb. M. 2.50.

Licht und Liebe. Gedichte. Geh. M. 3.—, geb. M. 4.—.

Die Naturgeschichte des Schnaderhüpfels. Eine literarhistorische Studie. Geh. M. 3.— geb. M. 4.—.

Ein Triptychon der humanistischen Jugend gewidmet, fein kart. M. 2.—.

Ein neuer österreichischer Erzähler

Victor Wall

Morgendämmerung. Roman

Ein starker Band in vornehmer Ausstattung

geh. M. 5.—, geb. M. 6.—

Es ist ein stilles und bescheidenes Buch, das selbst nicht laut redet und für das daher der Kritiker laut reden muß, denn es ist das Werk eines Dichters. — Und so werden doch viele nach diesem schlichten Buche greifen, das ungleich der lärmenden Flachheit des leeren „Götz Kraft" in Wahrheit die „Geschichte einer Jugend" ist. Münchener Neueste Nachrichten.

Ernsthaftere Ansprüche (wie Otto Ernst, Asmus Sempers Jugendland) erfüllt der Roman einer Kindheit und Jugend: Morgendämmerung von Victor Wall. Er will als Selbstbekenntnis gewertet sein und verdient dies in vollem Maße. Man kann hier verschiedene Wege gehen. Entweder man wandelt ein Leben in direkte Anschauung; also man stellt es auch im Roman dramatisch hin, mit vollen Farben und Akzenten des Geschehens. Oder man sieht es ganz episch, nicht direkt miterlebend, sondern retrospektiv. Oder — und das möchte wohl das Beste sein — man wählt, wie Goethe in seiner Selbstbiographie, eine Verbindung der beiden Methoden. Wall hat sich auf die zweite beschränkt. So hat das Ganze denn vor allem einen Ton der Sachlichkeit, und gerade dieser Sachlichkeit halber, in die sich auch zuweilen zarte und feine, zurückhaltende Farbtöne mischen, etwas Tüchtiges und Anziehendes. Ein schweres Stück Lebenstragik ist auf alle Fälle in das Buch gebannt. Durch die graue Flut des Ganzen zuckt manchmal ein Blitz: in der dumpfbrütenden Luft dieses entsagungsvollen Knabenlebens wird ein Schrei laut, der Schrei einer vom Leben gequälten, von der großen Angst und dem bebenden Schaudern der Daseinswirren bedrängten Kinderseele. Daneben aber spricht Wall manches die österreichischen Kulturverhältnisse kräftig illustrierendes Wort. So verknüpft sich das Selbstbekenntnis mit der weiteren Lebenskultur in fruchtbarer Weise. Literarisches Echo.

Herrosé & Ziemsen, G. m. b. H., Wittenberg.



